Der

Teufel in Paris.

Sitten und Gebräuche, Charactere und Portraite der Einwohner von Paris, vollständiges Gemälde ihres häuslichen, öffentlichen, politischen, künstlerischen, literarischen, industriellen Lebens ꝛc. ꝛc.

Von

Balzac, Cormenin, Alexander Dumas, L. Gozlan, J. Janin, Alphons Karr, G. Sand, Eugen Sue und Anderen.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

Augsburg, 1844.

v. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Der
Teufel in Paris.

Von

Balzac, Cormenin, Alex. Dumas, L. Gozlan, J. Janin, Alphons Karr, G. Sand, Eugen Sue und Anderen.

Deutsch

von

Friedrich Wilhelm Bruckbräu.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Prospectus.

Man hat über Paris viele Bücher gemacht, aber so wenig gute, daß der Verstand unschlüssig wird, sobald es sich darum handelt, eines derselben zu nennen. Dieß beweisen zwei Umstände; der erste ist: daß, wenn es einen Stoff gibt, denn man niemals völlig erschöpfen wird, sicher Paris dafür gelten darf, und der zweite: daß dieser Stoff, wie er auch sein mag, und ohne Zweifel gerade wegen seiner Ueberfülle, schwierig zu behandeln ist.

Das Buch, welches wir zur Zeit unter dem Titel: „Der Teufel in Paris", ankündigen, wurde nach einem Plane entworfen, der uns der so lebendigen und geistigregsamen Natur von Paris viel anpassender dünkt, als jener etwas eintönige, den fast alle seine Vorgänger angenommen haben.

Nicht eine Reihe einförmiger Physiologien gedenken wir unsern Lesern zu bieten, sondern ein wechselreiches, vollständiges und dramatisches Gemälde des Lebens und der Sitten des Einwohners

von Paris, einen allen Gattungen geöffneten Schauplatz, wo alle Eigenheiten des Pariserverkehres, alle Zeiten, alle Oerter, alle Erinnerungen, alle Einzelnheiten, eine Rolle oder eine Stelle erhalten werden.

Um eine so wandelbare Physiognomie zu malen, wie jene dieser immer neuen Welt, welche, wie Penelope, in der Nacht das Werk des Tages zerstört, schienen uns alle Farben der Palette, alle Formen nothwendig. Manchen Zug von Paris kann eine einzige Scene wiedergeben, manchen andern vermag nur eine in der Manier von La Bruyère geschriebene Seite auszudrücken; für diesen paßt eine Erzählung; für jenen ein Gespräch, ein Mährchen, eine Novelle; für einen andern ein Flugblatt, wohl eine Satire; für einige endlich, für viele, paßt nichts von dem allem, nichts von dem, was die Feder, selbst die gewandteste, erreichen könnte. Hier muß die Zeichnung, und die Zeichnung allein, in's Mittel treten.

Wozu die Nothwendigkeit einer Theilung der Arbeit beweisen, da der Stoff getheilt ist? Welche Encyclopädie hat nur einen einzigen Verfasser? Welches, wenn auch noch so wenig verwickelte Lustspiel, kann ein einziger Schauspieler aufführen? Welcher Einzelne könnte Paris nach allen seinen Seiten schildern? Gibt es nicht in Paris mehrere Paris: das Paris des Reichen und des Armen, des Weltmannes und des Einsamen, des Weisen und des Müßigen, das Paris des Parisers, und dann das so verschie-

dene Paris der Pariserin, des Künstlers und des Politikers? ꝛc. ꝛc. Bildet nicht jede Klasse der Gesellschaft, jedes Quartier, jede Straße, eine eigene Welt in Paris?

Man müßte sohin alles zugleich sein: Dichter, Geschichtschreiber, Philosoph, Publicist, Alterthumskenner, Physiologist, Maler, Moralist, Baumeister, Handelskundiger, Weiser, Gelehrter, ꝛc. ꝛc. oder, besser gesagt, man müßte der Teufel selbst sein, und verfügen können über den Zauberstab des Asmodeus, die Feder eines Voltaire, Addison, Sainte-Foir, Beaumarchais, Molière und noch vieler anderer, um eine solche Stadt wie Paris gründlich zu kennen und zu schildern. Auch sind wir der Meinung, daß wir schwerlich einen Titel hätten finden können, welcher bezeichnender, und unserm bestimmten Zwecke entsprechender gewesen wäre, als denjenigen, den wir unserm Buche gegeben: „Der Teufel in Paris." — Ja der Teufel selbst würde noch Hülfe brauchen.

Dank dem guten Willen der ausgezeichneten Schriftsteller, deren Mitwirkung wir uns gesichert haben; Dank der Sorgfalt, die wir auf die Frage an Jeden verwendeten: zu welchen Erzeugnissen er sein Talent für vorzugsweise geeignet erachte; hoffen wir an ein gutes Ziel zu gelangen. Gelingt es uns, zu leisten, was wir leisten wollen, so wird unser Buch jenen, welche Paris gekannt und verlassen haben, eine treue Erinnerung an ihr Pariserleben sein, den Verweilen-

den aber ein angenehmer Führer, ein bald heiterer, bald ernster, oft nützlicher Gefährte; für Alle endlich unpartheiischer Spiegel, worin sich die Dinge und Ereignisse, der Geist und die Physiognomie von Paris, in ihren genauesten Abstufungen darstellen werden.

Dennoch gibt es einen Stoff, mit dem wir uns nicht befassen werden: die Schilderung jener Wunden, deren Anblick mehr aufregend als belehrend ist; es dünkte uns immer, daß man diese Arten von Nachforschungen besondern Werken überlassen müsse.

Um mit einem Worte alles zu sagen: wir werden unser Bestes thun; wenn dieses Beste die Grämlichsten nicht befriediget, wenn dieses Beste nicht gut ist, wird die Schuld nicht an uns liegen; denn wir werden unsere ganze Sorgfalt auf die Lösung einer so schwierigen Aufgabe verwenden.

Wir würden mehr versprechen, wir würden versprechen vollkommen zu sein (dieß ist das Recht eines jeden Prospectus), wenn wir nicht fest entschlossen wären, unsere Verheißungen zu erfüllen.

Prolog.

(Die Handlung geht in der andern Welt vor.)

Wie sich's machte, daß ein Teufel nach Paris kam,

und

Wie dieses Buch folgte.

Facilis descensus Averni.
„Es ist nur gar zu leicht, in die Hölle zu kommen."
Virgile.

I.

Wessen wird man nicht überdrüssig? — Es geschah eines Tages, daß Satan, ohne Zweifel regierensmüde, einen Dreizack in der Hand, auf seinem Throne von Ebenholz sich so sehr langweilte, daß er sich um jeden Preis einen Zeitvertreib machen wollte. Dieß geht in der Hölle nicht leichter, als auf der Erde, und nachdem er tausend Mittel versucht hatte, ohne es weiter zu bringen, als zu einer noch größeren Langweile, wollte er eben anfangen, sich noch mehr zu langweilen, als ihm der Einfall kam, alle Theile seines unermeßlichen Reiches zu besuchen.

„Ein guter Gedanke, Sire,“ flüsterte in Satans Ohr ein Teufelchen, im Ganzen nicht viel größer als eine französische Elle, das eben ohne weiters auf die königlichen Schultern sprang; „die Langweile hat keine so langen Füße, als man glaubt, und vielleicht giebt's ein Mittel, schneller zu laufen, als sie.“

Dieses Teufelchen nun, um es im Vorbeigehen zu sagen, war so etwas wie Privatsecretär, oder, wenn Sie lieber wollen, der Lieblings-Adjutant Satans, der ihn eines Tages voll guter Laune seiner Person beigegeben und zugleich Flämmchen benamset hatte. Warum Flämmchen? Ja, wenn man alles erklären wollte, käm' man mit nichts zu Ende. Alles, was wir sagen können, ist, daß Satan, der seinem Einfalle nur ein halbes Vertrauen schenkte, ihn, bestärkt durch Flämmchens Gutheißung, zuletzt vortrefflich fand, ja für den besten hielt, den er jemals gehabt habe! „Denn im Grunde,“ dachte er sich, „selbst wenn meine Reise keine Lustreise werden sollte, müßte ich sie, im Interesse meiner Regierung, doch unternehmen. Meine Unterthanen haben mich schon lange nicht mehr gesehen; vielleicht wird es eine gute Wirkung machen, wenn ich mich Ihnen zeige.“

„Wär's auch nur, damit sie sehen,“ sagte Flämmchen, „daß Sie weder so alt noch so schwarz sind, wie man es ihnen wohl tagtäglich glauben macht.“

II.

Satan trat also seine Reise an, aber wahrlich nicht wie der nächste beste, sondern mit einem seiner Macht würdigen Cortége bestehend aus den Prinzen, seinen Söhnen, und einer unglaublichen Menge von Teufeln und Erzteufeln, Halbteufeln und Doppelteufeln, allen Großwürdenträgern der Hölle, die ihn bei diesen Arten von königlichen Reisen gewöhnlich begleiteten.

Was Flämmchen betrifft, so versteckte er sich, nach seiner Gewohnheit, in den Mantelfalten seines Gebieters, und schlief, nach seiner weitern Gewohnheit, darin ein, da die verschiedenen Pflichten seines Amtes ihn zu keinem andern Geschäfte verbindlich machten.

III.

Daß Satan seine Langweile auf der Reise verlor, oder in welchem Theile seiner Staaten er sich wegen seines Einfalles am meisten Glück wünschen, oder ihn am meisten bereuen durfte, wissen wir nicht genau anzugeben, da zur Zeit noch Niemand eine Erdebeschreibung der Hölle gemacht hat. So viel ist gewiß, daß Satan, nachdem er in allen Richtungen jene grenzenlosen Räume durchflogen hatte, welche die Seelen der Bewohner der Welten bevölkern, die wir nicht kennen, (jene des Mondes und andere), sich gegen sein Gefolge als Teufel wendete, der von seinem Uebel noch nicht völlig genesen ist, und mit einem Tone sprach, der für

unsern Planeten eben nicht gar schmeichelhaft klang: „Man muß nichts halb thun; ich bemerke, daß wir auf dem Zuge durch unsere Staaten jenes kleine Departement vergessen haben, wohin die Seelen der Bewohner jener unansehnlichen Tochter des Chaos verwiesen sind, die man Erde nennt; besehen wir es uns so gut als möglich, setzen wir unsern Flug fort, und machen wir wieder gut, was wir vergessen haben."

„Sire," sagte eine Stimme aus dem Cortege, „die Seelen der Menschen sind sehr redselig; haben Eure Majestät noch nicht genug gehabt an feierlichen Anreden —"

„Mein Sohn," unterbrach ihn Satan, „sprecht nicht schlecht von den feierlichen Anreden; es liegt eine Macht in allen diesen Worten, und es ist gut, was es auch kosten möge!! von Zeit zu Zeit einige Worte zu jenen, die man regiert, zu sagen, oder sagen zu lassen, — nur muß man wissen, daß sie bescheiden genug sind, sich damit zu begnügen."

IV.

Satan hatte gesprochen, und seine Schwingen entfaltend, wendete er sich gegen den finstersten Punkt am Horizonte; der höllische Cortege, sich einen Weg bahnend durch die himmlischen, in die Unendlichkeit hingesäeten Körper, von denen jeder eine Welt ist, ließ bald diese Tausende von Weltgebäuden zurück, welche nur die Hand Gottes gezählt hat, und erreichte jene vom

leeren Raume bewohnten Stätten, wohin die Dichter unsere Hölle verlegt haben.

Landungsplatz.

V.

Das Vorzimmer der Hölle.

Als man in der düstern Behausung vernahm, daß der Teufel in Person sie mit seiner Gegenwart beehren wolle, versammelten sich die Ortsbehörden, und es ward beschlossen, ihn auf's Beste zu empfangen. Was nur immer an Malern und Bildhauern, Tapeten und Tapezierern zu finden war, wurde sohin aufgeboten, um einen, sonst ganz leeren Saal, zu schmücken, worin sich bei ihrer Ankunft, — der Zuweisung ihres endlichen Schicksales gewärtig, — die Seelen aufhielten, welche vom Leben zum Tode geschritten waren, und diesen Saal traf demnach, wegen des dringenden Falles, die Umwandlung in einen Thronsaal.

Einige Minuten vor der zur Sitzung bestimmten Stunde, hatte jeder der höllischen Räthe, Marschälle, Generaloffiziere, Vorstände tc., seinen Platz nach der Anweisung des als Ceremonienmeister aufgestellten Thürstehers eingenommen.

Alsbald ließ sich die Stimme des einführenden Thürstehers vernehmen, und Satan erschien inmitten einer

tiefen Stille, die plötzlich von dem Rufe: Es lebe Satan! unterbrochen wurde, erhoben, im Augenblicke, wo man sich dessen am wenigsten versah, von einigen Beamten, die augenscheinlich nicht für stumm gelten wollten.

Wir gedenken hier kein Portrait von Satan zu liefern, sondern uns nur auf die Bemerkung zu beschränken, daß er, — seit dem Tage, wo aus den Höhen der Lüfte, wie ein reissend schneller Stern — der Fürst der Luft gestürzt war, früher ein glänzendes Gestirn, selbst neben Sonnen, — sich sehr verändert, und überdieß für zweckdienlich erachtet hatte, zu dieser Feierlichkeit Gesicht und Tracht nach dem Gebote der Umstände zu wählen.

Auf der Mitte der Erhöhung angelangt, entblößte Satan einen Augenblick sein Haupt, und machte mit großer Leichtigkeit die gewöhnliche Begrüßung; nachdem er sich hierauf niedergelassen und bedeckt hatte, zog er ein kleines Papier aus seiner Tasche, in die es ihm, wie man vermuthete, einer von seinen Ministern geschoben, und die Hand auf sein Herz legend, schickte er sich eben muthig an, es zu lesen, als sich plötzlich, von außen kommend, ein Geschrei hören ließ.

„Was ist das?" rief Satan.

VI.

Wie es sich machte, daß Satan seine Rede nicht lesen konnte.

„Sire," sagte zitternd ein Anführer der Thürsteher, „der Saal, worin Sie sich befinden, ist derjenige, in welchem täglich die Seelen, so wie sie von da oben ankommen, von dem Ungemach der Witterung Schutz suchen, und hinter dieser Thüre hält eine Ladung neuer Ankömmlinge, denen vielleicht die Geduld ausgeht. Wenn Sie es genehmigen, wollen wir sie bitten, uns in Ruhe zu lassen, oder sie davon jagen."

„Keineswegs," erwiederte Satan, der sogleich, mit einer Miene unzweideutiger Zufriedenheit, seine Rede wieder in die Tasche steckte, aus der er sie gezogen hatte; „keineswegs, ich hatte Euch durchaus nichs Neues zu sagen, außer daß alles fortfährt, in der Besten aller möglichen Höllen auf's Beste zu gehen, was Ihr so gut wisset, wie ich; wenn Ihr also damit einverstanden seid, so wollen wir die Sitzung aufheben, und diese guten Leute eintreten lassen, weil sie es so nöthig haben. Der erste Schritt der Bewohner der Erde in unser Land, von dem sie sich, wie es scheint, einen wunderlichen Begriff machen, ist manchmal sehr ergötzlich, und, unter uns gesagt, die Hölle ist ein zu wenig unterhaltender Ort, als daß man es vernachläßigen sollte, sich darin zu zerstreuen; übrigens," fügte er mit

einiger Wichtigkeit bei, „ist es schon lange, daß wir keine Nachrichten mehr von der Erde erhalten haben, und es käme uns nicht ungelegen, zu erfahren, was dort vorgeht.“

VII.

Eine Ladung Seelen.

Plötzlich stoben durcheinander, vom Geiste geführt, der sie seit ihrer Abreise von der Erde begleitet hatte, und zusammengedrängt, wie vom Sturmwinde gejagte Blätter, Seelen von jedem Alter, von jedem Geschlechte und von jedem Range herein, und es war ihrer eine so große Zahl, daß es kaum begreiflich gewesen wäre, wie der Saal sie zu fassen vermöge, hätte man nicht gewußt, daß sie nur Schattengebilde wären.

VIII.

Die Einen huschten weinend herein, Andere lachend; aber die Meisten schienen von dem Ereignisse, welches sie von einer Welt in die andere geschleudert hatte, so ausschließlich ergriffen, daß Einige sogar Satans Anwesenheit nicht gewahrten.

„Zum Henker!“ rief mit mürrischem Tone eine sehr fette Seele, „es ist der Mühe werth, zu sterben und begraben zu werden, und da oben sein Bestes zurückgelassen zu haben, das heißt seinen Leib und seinen Appetit, um sich hier lebendig wieder zu sehen, als ob nichts geschehen wäre.“

„Was!“ sagte ein Türke, der mit einem Kuhschweife in der Hand ankam, „keine Houris! Beim Allah! wo sind denn die Houris?“

„Nicht Eine, erlauchter Pascha, nicht eine einzige,“ erwiederte ein alter Teufel dem verblüfften Türken.

„Wie konnte es mir aber auch einfallen,“ sagte der Türke, „in Europa zu sterben! In der Hölle meines Landes wär' es nicht so gegangen.“

„Die schöne Beerdigung!“ seufzte ein wackerer Bürger, seine Nachbarn mit einer Gönnermiene messend.

„Von welcher Beerdigung sprechen Sie?“ fragte ihn Flämmchen, der eben erwachte.

„Nun, von welcher soll ich denn sprechen,“ antwortete der Schatten, sich die Hände mit einiger Selbstgenügsamkeit reibend, „wenn nicht von der meinigen? — eine gesungene Messe, silberne Leuchter, tausend Wachs-Kerzen, die ganze Kirche schwarz ausgeschlagen; Wägen, freilich leere, aber ihrer so viele, daß man sie kaum zählen konnte; alle Glocken in Schwung, ein prächtiges Trauergerüst, zwei oder drei Reden an meinem Grabe, die, dessen bin ich gewiß, durch die Zeitungen verbreitet werden, und zuletzt eine Ruhestätte auf dem Kirchhofe Père-Lachaise, ein wahres kleines Landhaus, geschmückt mit einer Säule von weißem Marmor, auf welcher sich eine schwarze Urne erhebt, mit der eigens verfertigten Grabschrift: „Hier liegt ***, Wähler und wählbar.“ — Welcher Ruhm! Welcher Triumph! Welcher Dampf! Welche Beerdigung!“

„Mein Drama sollte gegeben werden," sagte der Eine.

„Und mein Buch gedruckt!" äußerte ein Anderer.

„Mitten im Carneval sterben!" jammerte ein wunderlich aufgeputzter Schatten.

Und Jener: „Meine Grundstücke, meine Güter, meine Schätze, meine Häuser, meine Dienerschaft, meine Pferde, meine Hunde!"

Einer darunter war einfältig genug, auszurufen: „O meine Maitresse!"

„Wie wird es ihnen gehen ohne mich?" sagte ein Minister.

„Ich habe dreißigtausend Franken in meinem Strohsacke vergessen!" schrie der Schatten eines Bettlers.

„Schreiet nur," sagte eine Seele, die sich in ihr Leichentuch hüllte, „schreiet nur! Ihr würdet nicht so schreien, hättet ihr, wie ich, da oben nichts zurückgelassen, als das Elend! In meinem ganzen Leben war ich nie so gut gekleidet, als an dem Tage, da man mir dieses Leichentuch gab."

„O ungerechtes Schicksal!" murrte ein Greis, „ich war kaum neunzig Jahre alt, und mein Nachbar, der schon fünfundneunzig zählte, blieb zurück, während ich hier bin."

„Alle Weiber sind untreu," sagte ein alter Ehemann.

„Ach leider, nein!" erwiederte ein anderer — von seiner Ehehälfte gefolgt!!!

„Die Männer sind Verräther — wir alle sind vor Aerger gestorben, etc. etc."

Diese Worte, welche man nur verworren verstand, wurden von einem Haufen Weiber zugleich ausgestoßen, unter Jammer und Schluchzen; an Thränen, das läßt sich denken, fehlte es auch nicht, die bis zu den Füßen Satans rannen; die Beherztesten und Verweintesten dieser schönen Opfer hatten sich herangedrängt, um zu versuchen, ihren Richter zu gewinnen und zum Mitleiden mit ihrem Schicksale zu rühren.

„Gerechtigkeit!" schrieen sie; „weil die Männer nicht auf Erden bestraft wurden, so bestrafen Sie dieselben, gnädigster Herr, und rächen Sie uns!"

Satan, von der Erinnerung an Eva nachsichtiger gestimmt, befahl, um ihrer Bitte zu entsprechen, daß diese Unterdrückten die ganze Ewigkeit hindurch von ihren Tyrannen getrennt werden sollten. Nun erschollen aber so allgemeine Verwünschungen, daß man kaum mehr sein eigenes Wort hören konnte.

„Das Rettungsmittel ist schlimmer als das Uebel," sagten sie.

„Was zum Teufel wollt Ihr denn?" schrie Satan ganz außer sich; „ich bringe Eure Tugend in Sicherheit, Ihr werdet nicht mehr betrogen, und doch seid Ihr nicht zufrieden?"

Aber von einer andern Seite her wehklagte: „Ach, ach! wer wird meine lieben Kinder ernähren?" ein Schatten, der vergeblich zu entrinnen sich bemühte.

„Wer wird ihr süßes Lächeln mir wiedergeben?" sagte ein anderer.

Zwei kleine Zwillingsseelen, solchen ähnlich, deren Züge die Maler ihren Engeln borgen, erschienen sodann, gleichsam spielend; aber kaum waren sie eingetreten, als Beide mit gleichzeitiger Regung umschauten, und weinend fragten: „Ist denn unsere Mutter nicht gekommen?“

„Liebe Kinder,“ tröstete sie Flämmchen gerührt mit leiser Stimme; „habt nur Geduld, sie wird bald kommen.“

Dann kamen junge, weiß gekleidete Jungfrauen; dann einige junge Frauen, den Myrthenkranz noch in den Locken tragend. „Der Tod, der abscheuliche Tod hat uns getrennt!“ riefen sie.

„Gott hört Euch,“ sagte zu dieser trostlosen Schaar der Geist, ihr Führer zu dieser Stätte; „Sterben ist nichts; Hoffnung Alles.“

Da nahten sich ein junger Mann und eine junge Frau, vom Tode zu gleicher Zeit getroffen, Beide schön und bleich, wie die Morgensterne, in zärtlichster Umschlingung. „Ich folgte Dir bis hieher,“ sagte der liebende junge Mann zu seiner geliebten Gattin; „kommt dann später auch Deine Mutter, so wird sie Deine Hand wieder dort finden, wohin sie sie gelegt hatte, in der meinigen.“

„Und sie wird wissen,“ erwiederte die junge Frau, „daß ich nie ein anderes Loos gewünscht habe.“

Die Andern stießen so klägliche Jammertöne aus, und der Ausdruck ihres Schmerzes war so ganz ohne

Zusammenhang, daß man den Sinn davon nicht verstehen konnte.

„Ruhig!" schrie der Thürsteher.

IX.

„Was giebt's denn Neues da oben?" sagte zu einem Schatten, dessen düstere Haltung ihn befremdete, Satan, der einige Zeit nur auf Kopfbewegungen sich beschränkt hatte, je nachdem das, was er gesehen oder nicht gesehen, seine Neugierde erregte, „und was soll dieses finstere Gesicht bedeuten?"

„Was es da oben Neues giebt, ist geeignet, Dir zu gefallen," antwortete der Gefragte; „die Lüge, die Dummheit und der Geiz streiten sich um die Welt; die braven Leute wissen nicht, was sie mit ihrer Bravheit thun sollen; der Eigennutz hat Alle ergriffen; wo die Mittelmäßigkeit genügt, zieht sich das Verdienst zurück; die Gleichgültigkeit in der Politik, das heißt das Aufgeben des Vaterlandes, wird gepriesen, vorgepredigt, belohnt, anbefohlen; die Worte Ehre und Tugend tönen vielleicht noch von einigen Lippen; aber nur Geduld! sie werden bald sonst nirgend mehr zu finden sein, als — in den Wörterbüchern! und wahrlich, was kann man Besseres thun, als sterben, und den Nachkommen bessere Zeiten wünschen."

„In der That," sagte Satan, „Du hast recht, Freund, das sind gute Neuigkeiten."

„Dieser Schatten irrt sich; wir leben unter einem friedliebenden Fürsten,“ sagte ein anderer, „und dieß ist die Quelle alles Guten. Wenn man ihn auch noch schmäht, so schlägt man sich doch nicht; die Künste blühen nach Muße; der Wohlstand des Landes nimmt täglich zu, die öffentlichen Aemter werden dem Würdigsten verliehen; der Neffe wird von seinem Onkel untergebracht; jede Arbeit findet ihren Lohn; jedes Ding hat seinen bekannten, voraus bestimmten Preis; alles erwirbt sich etwas, alles macht sich bezahlt; die Gegenwart ist von Silber, die Zukunft von Gold.“

„Sehr gut,“ rief Satan mit freudiger Stimme; „wünschest Du jemals eine Anstellung in der Hölle, so sag mir's nur; die Stellen, welche Du da oben verloren hast, sollst Du hier wieder finden.“

Dann fragte er einen Dritten: „Und Du, was hast Du mir zu sagen?“

„Nichts, wahrhaftig, von allem, was diese Herren Ihnen gesagt haben,“ antwortete dieser mit geckenhafter Haltung. „Was man da oben treibt? Was kann man dort anderes treiben, als trinken, essen, zu Mittag und Abend speisen, rauchen und schlafen; auf die Jagd gehen, in Gesellschaft, oder sonst wohin; Pferde kaufen und wiederverkaufen; wetten, spielen, und verliebt seyn, so lange man Geld hat; zuletzt Gesundheit und Vermögen zu Grunde richten, dann Abschied nehmen von seinen Gläubigern, indem man als ganzes Vermächtniß den Erben, die man hat, wenn man welche hat, das

Andenken an ein so schönes und so nützliches Leben zurückläßt?"

„Vortrefflich," sagte Satan, „das ist ein interessanter Bursche! Wie betitelt man Dich, mein kleiner Freund? Waren Sie Herzog oder Pair, oder nur der Sohn eines bürgerlichen Emporkömmlings?"

„Mein Herr," antwortete der Schatten, „ich war reich, und mein Wappen ein Thaler."

„Woher diese verstörte Miene?" fragte Satan noch einen Vierten.

„Einst," erwiederte dieser, „ließ ich meine Bücher liegen, meine lieben Bücher! — Man schlug sich auf den Strassen; die Erinnerung an Vergangenes, die Lehren der Geschichte, und ich weiß nicht, welch ein unglückseliges Gelüsten Gutes zu thun, trieben mich mitten unter die Kämpfenden! — Es lebe die Freiheit! schrie ich. — Dieß war ein Verbrechen; man warf mich in den Kerker; ich verlor den Verstand, — und hier bin ich nun."

„Ah ja," sagte Flämmchen, „Freiheit oder Tod. Dein Antheil war der Tod; worüber beklagst Du Dich also?"

„Geh mir doch," bemerkte ein Diener der Hölle, „man stirbt nicht im Kerker; wer wird Dir's glauben?"

„Dein Blut ist nicht geflossen, und du machst auf Mitleiden Anspruch," sagte eine dritte Stimme; „der Tod hat Dir Deine Thorheit gelassen."

„Warum machtest Du es nicht, wie dieser schöne

Junge?" rief Satan wohlgelaunt; „man hätte Dich gewähren lassen."

X.

„Unstreitig," sagte der entmuthigte König des Reiches der Schatten, „haben die Gestorbenen weder Geist noch Frohsinn mehr; noch einige von diesem Schlage da, und wir werden unsere Langweile bereuen!" Und schon machte er Miene, nach seiner Tasche greifend, aus dieser seine Rede zu ziehen, als der Anblick eines Schattens, den er bisher noch nicht bemerkte, gerade recht kam, ihm einige Hoffnung einzuflößen."

XI.

„Ei Freund," rief er einem kleinen Greise zu, der mit einem langen Rocke und einer schmalgekrämpten Filzmütze angethan war, und dessen forschender Blick über die Versammlung hinschweifte, „was betrachtet Ihr denn so?"

„Ich betrachte alles," versetzte der Mann, welchen Satan gefragt hatte, „und mich führt keine andere Sehnsucht hierher, als jene, endlich einmal alles betrachten zu können."

„Antworte uns alsbald," befahl Satan, „betrachten kannst Du hernach. Was triebst Du auf der Erde?"

„Ich hatte die Ehre, daselbst Philosophie zu treiben," antwortete der Schatten.

— „Bah," sagte Satan, „Du ein Philosoph!"

— „Mein Gott, ja!" erwiederte der Schatten verlegen.

XII.

Der Schatten eines Professors der Philosophie.

Als er jedoch Satan geneigt sah, ihn sprechen zu lassen, sagte er: „So wie Sie mich sehen, habe ich meine Nächte und Tage dazu verwendet, der Wissenschaft abzufragen, was das Leben und der Tod sey, was wir zuvor waren, und was darnach mit uns geschehen wird."

„Und was denkst Du davon?" fragte Satan wieder.

„Wahrlich, antwortete der Schatten, den Kopf schüttelnd, „hier ist's, wo man offenherzig seyn muß, oder niemals; ich muß demnach gestehen, daß ich fast nur lauter verwirrtes Zeug vernommen habe. Die meisten Philosophen begnügen sich, Begriffsbestimmungen zu geben, was doch nicht gleichbedeutend ist mit Erklärungen.

„Ich will weder von Democrit sprechen, noch von Heraclit, weder von Pythagoras, noch von Aristoteles, oder von Plato, nach deren Aussprüchen der Mensch nach seinem Tode wieder ein rundes oder gekrümmtes Atom von Wasser oder Feuer wird, eine Monade oder untheilbare Einheit, oder wohl auch eine Idee, — weder von den Sophisten, nach welchen man nicht weiß, ob man existirt, noch von jenen, welche behaupten, daß wir weder endlich noch unendlich sind, noch auch von

jenen, die vorgeben, daß man kugelförmig wird; — sondern ich will von neueren Systemen sprechen. — Ein neues System hat immer einen Vortheil vor einem alten Systeme voraus, den Vortheil nämlich, ohne selbst gut zu seyn, das Nichtstaugen des von ihm verdrängten Systemes beweisen zu können, — so lange bis ihm das nämliche Loos zu Theil wird."

„Nach den neuen Eklektikern existirt man nur für Andere; die Seele hat kein Wissen von ihrem Seyn, und man muß gestehen, daß es sich nicht der Mühe lohnt, das innere Auge entdeckt zu haben, um so dunkle Schlüsse zu machen."

„Nach den Pantheisten —"

„Genug," sagte Satan.

„Nach den Idealisten," fuhr der Philosoph fort —

„Genug, genug," wiederholte Satan.

„Nach Kant —"

„Genug, sag' ich Euch!" rief Satan.

„Nach Maupertius," fuhr der Weise etwas betrübt fort, „muß man, um unsterblich zu werden, mit Baumharz hermetisch verklebt seyn."

„Sehr gut!" sagte Flämmchen.

„Nach Swedenborg — doch, was diesen betrifft, so hab' ich nichts davon verstanden, obgleich er mir außerordentlich gefiel." —

„Bei meinen Hörnern!" schrie Satan, dessen Ungeduld zu steigen begann, „genug von Philosophie, ich bitte Euch; wir sind hier in keiner Schule; Eure alten

und Eure neuen Systeme sehen gar nicht darnach aus, sich geltend zu machen."

„Dennoch ist's so, daß aus allen diesen Irrthümern die Wahrheit sich zusammensetzt," sagte der Philosoph; „doch ich werde Eurer Majestät gehorchen." Dann fuhr er in seiner Rede fort:

„Nach der Meinung der Verliebten ruht man ewig an dem Eingange eines Lichtgefildes, dahin gelangt auf einem bleichen Strahle des Mondes, unter einem Baume, auf dem eine Nachtigall singt, die man nicht sieht, unfern eines klaren Baches, und man erwartet seine Geliebte, — die niemals zu kommen säumt."

„Nach den Melancholischen liest man ewig Grabschriften."

„Nach den Bürgern kehrt man in den Schooß der Natur zurück. Was ist der Schooß der Natur?"

„Nach einer großen Zahl wird man wieder, was man vor der Geburt war, das heißt: eine Charade, ein Räthsel."

„Nach Andern endlich, nach jenen, welche bisweilen die Oper besuchen, ist die Hölle ein Ort voller Treppen, auf denen Legionen von Teufeln und sehr gewandten Sünderinnen, unaufhörlich auf und absteigen."

„Nach —"

„Nach! Nach!" sagte Satan erbost; „muß denn alles, was Ihr wißt, mit diesem leidigen Worte beginnen? Zum Teufel! mein Lieber, ändert doch Eure Formel, oder schweiget!"

„Ich wußte noch etwas von der griechischen und römischen Mythologie," sagte der arme eingeschüchterte Weise. „Ich kannte den Namen nach Pluto und Proserpina; aber die Wahrheit zu sagen, ich hegte nicht viel Hoffnung, sie hier zu finden, und ich würde mich nicht beklagen, wenn ich sie nicht treffen sollte."

„Von den fünf Flüssen der heidnischen Hölle, dem Styx, Cocytus, Acheron, Phlegeton und Lethe, vermisse ich nur den letzten, wenn es übrigens wahr ist, daß ein Glas Wasser aus ihm mich alles dessen hätte entbürden können, womit ich mein Gedächtniß so unnütz beladen habe. Es thut mir nicht leid, Aeakus, Minas und Rhadamantus hier nur gemalt zu finden; sie schienen mir ganz geeignet, die Mauern zu zieren. Clotho, Lachesis und Alecto betreffend, so hätte ich keinen Strohhalm für den Lebensfadenspinnrocken jener, und für die Scheere dieser gegeben.

Hinsichtlich des Cerberus, dieses Hundes mit drei Rachen, gesteh' ich, daß ich ihn, um zu glauben, daß er jemals gelebt, hier gerne gesehen hätte, — wenn auch nur ausgestopft.

„Nach den Hindu hätte ich, vor meiner Ankunft, eines Fläschchens Amrita mich bedienen sollen, dieser Ambrosia, welche Unsterblichkeit verleiht, und wovon eine Niederlage im Monde ist.

„Auch hätte ich glauben können, daß es im Paradiese sechs hundert Millionen Nymphen oder Ampsaras gebe, eine reizender als die andere, ohne den Baum

Paridjata zu vergessen, dessen Blüthen einen Wohlgeruch vom Zenith bis zum Nadir verbreiten.

„Ich hätte Eure Majestät von grüner Farbe zu sehen gehofft, angethan mit rothen Kleidern, auf einem Büffel reitend, mit eingepfählten Zähnen im Munde, um die ganze Welt zu erschrecken.

„Sie hätten einen Gerichtsschreiber gehabt, Namens Thohitraponpta, und ich würde den Weg, der mich von diesem Reiche trennte, die Uhr in der Hand, in vier Stunden vierzig Minuten zurückgelegt haben.

„Schlangen in unglaublicher Menge wären hier herumgekrochen.

„Von den Herren, die eben angekommen sind, wie ich, hätte man die Einen in die Arme eines flammenden Weibes geworfen, und die Andern gezwungen, Kugeln von glühendem Eisen zu schlucken; jene wären in Gruben voll nagender Insekten geschleudert, und diese da mit einem ungeheuer weiten Bauche, und mit einem Munde so klein wie ein Nadelöhr begabt worden."

„Fahr fort," sagte der Teufel, mit einer den Redner ermuthigenden Gebärde, dem eine solche Ehre noch nie wiederfahren war; „es ist mir nicht unlieb, zu hören, was man in Eurem kleinen Planeten von mir spricht."

„Großer Fürst," erwiederte der Schatten mit Begeisterung, „bei den scandinavischen Völkern, — doch die Scandinavier wissen nicht, was sie sagen, — hat

die Hölle den Ruf eines Ortes der vollständigsten Finsterniß, regiert von einer Göttin (Hela), deren Palast Elend heißt; das Bett — Schmerz; die Tafel — Hunger."

„Wollte man ihnen hierin glauben, so flögen jeden Morgen zwei Raben vom Himmel weg, und kehrten jeden Abend zurück, um Odin zu erzählen, was sie auf der Welt gesehen und gehört haben."

„In China hat Ti-Kang, der Gott des Reiches der Schatten, gleich einem constitutionellen Könige, acht Minister und fünf Richter unter seinen Befehlen. — Die Verbrecher werden in große Kessel mit siedendem Oele geworfen, in Stücke geschnitten, entzweigesägt, von kriechendem Gewürme und Hunden verzehrt, geröstet, und an einem kleinen Feuer geschmort. — Dagegen sind zwei Brücken dort, die eine von Gold, die andere von Silber, beide sehr schmal, die zur Glückseligkeit führen.

„Mahomet lehrte mich nur, daß in der Hölle ein Baum steht, der Baum Zacoum, dessen Früchte Teufels-Köpfe sind; ich habe auch aus dem Coran ersehen, warum alle Hähne jeden Morgen zur nämlichen Stunde krähen, und warum auch — — Doch dieß ist übergenug, um Sie zu überzeugen, daß es inmitten dieser verschiedenen Nachrichten schwierig ist, eine Wahl zu treffen.

„Nachdem ich alles genau erforscht und erwogen hatte, ohne zu irgend einer Schlußfolgerung gelangen

zu können, stieg mir eines schönen Tages ein Gedanke auf, der mir lichtvoll schien, und es vielleicht seyn konnte. Alsbald verbrannte ich meine Bücher und die Stücke Papier von allen Sorten, die um mich herum aufgehäuft lagen, und sagte: „Es ist, bei Gott, zum „Erstaunen, daß ich nicht früher daran dachte, und daß „sich, vor mir, Niemand davon träumen ließ! Diese „Wahrheit, welche ich Thor in meinen Büchern und in „allen Höhlen meines Gehirnes suchte, — die alle Leute, „ja selbst die Kinder wissen, daß sie im Grunde eines „Brunnens ist, — ohne Zweifel, weil sie die Menschen „dort hineingeworfen haben; — ich will sie dort su„chen!“ — Hierauf zog ich meinen Schlafrock an, und steckte den Kopf in unsern Hausbrunnen.“

„Ich fand dort den Tod, welcher vielleicht die Wahrheit ist, die ich suchte.“

„Doch ich schließe,“ fügte er bei, „denn ich ersehe aus der ruhigen und überlegenen Haltung dieser erlauchten Versammlung, daß an meiner Rede nichts gefehlt hat, und mein Erfolg ein vollständiger ist.“

XIII.

„Der Henker hole den Schwätzer!“ sagte Satan, indem ihm eine Gebärde der Freude entschlüpfte, als der Schatten zu sprechen aufgehört hatte. Aber damit war's noch nicht abgethan, und was er auch thun wollte, er mußte einen neuen Schatten anhören, der während der Rede des armen Professors bis auf die Stufen der

Erhöhung sich vorgedrängt, und die ganze Rede hindurch Zeichen des lebhaftesten Unwillens gegeben hatte.

„Sire," sagte dieser Schatten, „beurtheilen Sie weder die Philosophen, noch die Philosophie nach den Aeußerungen dieses einfältigen Alten, der niemals klar gewußt hat, was Philosophiren sagen wolle. Wenn dort oben noch einige ehrliche Seelen, auf den unfruchtbaren Feldern der Wissenschaft, der Weisheit nachlaufen, so haben sie keine andern Zuhörer, als den Pöbel; aber die wahren Jünger der Philosophie haben ihr Sendungsgeschäft besser aufgefaßt, und weder in Büchern, noch in Haufen von Noten, und noch weniger auf dem Grunde der Brunnen, die Wahrheit gesucht, aber wohl auf den Stufen der Thronen, wohin die Volksleidenschaften sie unerbittlich verbannt hatten; muthige Anhänger constituirter Regierungen, haben die besiegten Partheien empfunden, was ihr Zorn wiegt, und die Könige selbst — zu ihrem Nachtheile — erfahren, daß, wenn sie der Macht dienten, dieß aus Liebe für die Macht selbst, und nicht aus einer thörichten Neigung für den Machthaber geschah; die Philosophen —"

„Die Philosophen!" — rief Satan; „an Philosophen und Philosophie hab' ich genug bis an den Hals hinauf; wenn aus dem, was Ihr Alle mir vorgeschwätzt habt, irgend etwas sich ergiebt, so ist's die Gewißheit, daß nichts auf der Welt Euch zufrieden stellen könnte, und das Chaos sich in das menschliche Gehirn geflüchtet hat. Nun denn," sagte er, indem er

sich, äußerst verdrüßlich darüber, nicht mehr an eine einzelne, sondern an alle, in einer Ecke des Saales geschaarten Seelen wendete: „welche von Euch will meine Frage vernünftig beantworten?“

Aber die Frage war noch kaum gestellt, als sich ein großer Lärm unter den Seelen erhob, und da jede in ihrem Dünkel sich vermaß, sie am besten beantworten zu können, mußte man Gewalt anwenden, um die Ruhe wieder herzustellen.

„Wie konnte mir's auch nur einfallen,“ fuhr Satan fort, „etwas, Euch betreffend, sey's auch was immer, von Euch selbst zu erfahren!“

Dann wendete er sich an den Führer der Ladung: „Nun, aus welchem Theile der Erde kommen denn alle diese Leute da?“

„Aus Paris,“ antwortete der Führer.

„Aus Paris!“ rief Satan; „wie? der Türke auch?“

„Auch der Türke,“ versetzte der Führer. „Es giebt von allem in Paris.“

„Potz tausend!“ entgegnete Satan, „nun muß ich hiewegen ins Reine kommen. Schon lange genug wünschte ich zu wissen, was denn dieses Paris sey, um nicht auf der Stelle meinen Gelüsten zu genügen. Wie Schade,“ sagte er, „daß ich nicht meine Staaten, und insbesondere meine Unterthanen, dahin versetzen kann!“

Und gegen sein Gefolge sich wendend, gewahrte er Flämmchen, der, ohne Satans Bewegung vorauszusehen, so eben übermäßig gähnte.

„Du gähnest,“ sagte Satan zu ihm, „also langweilest Du Dich, und wenn Du Dich also langweilest, so könnte Dir eine kleine Reise sehr zuträglich seyn. Es handelt sich von einer augenblicklichen Reise nach Paris; derlei Unternehmungen sind nicht ohne Vorgänge. Du wirst Dich daselbst, in einer Dir beliebigen Gestalt, als mein Correspondent und Gesandter aufhalten, und Sorge tragen, wenn Dir an meiner Gewogenheit gelegen ist, mir wochentlich Neuigkeiten von dort zu schreiben. Ich verlange alles von Dir zu erfahren, was sich daselbst ereignet, und daß man hier aus Deinen Noten, sind sie einmal eingetroffen, von Paris alles wisse, was gut ist, alles was, teufelmäßig zu sprechen, davon zu wissen möglich ist.

„Und nun empfange hier meine Vollmachten; reise und sey pünktlich!“

„Sire, verfügen Sie über mich,“ erwiederte Flämmchen, den der Gedanke an diese Reise vollständig aufgeweckt hatte.

XIV.

Satan entblößte sodann sein Haupt, und sagte:

„Meine Herren Teufel, die Sitzung ist aufgehoben!“

„Sire, und die Thronrede?“ rief hierauf die ganze Versammlung.

„Meine Freunde, meine guten Freunde, meine lieben Freunde,“ sagte Satan, den Umstehenden mit einer Bewegung dankend; „Thronreden, wie diese, welche ich

Euch so eben vortragen wollte, veralten nicht; diese hier wird demnach nicht verloren seyn für Euch, und mit Eurer Erlaubniß werde ich sie für meinen nächsten Besuch aufheben."

„Es lebe Satan!" rief dann die ganze Versammlung mit Begeisterung, — als hätten jene Worte alle Ohren mit Zauberklängen erfüllt.

Hierauf verließ der Cortége den Saal, alle Dinge nahmen in der Hölle wieder ihren gewöhnlichen Gang, und die unermeßliche Tabaksdose, worin alle diese Dinge spazierten — klappte zu.

XV.

Wie dieses Buch folgte.

Wir wären sehr verlegen, müßten wir erzählen, auf welche Art Flämmchen nach Paris kam, ob zu Fuß oder zu Pferd, oder auf höllischen Besenstielen; ob er die düstern Stätten auf jenem langen Haare Satans verließ, welches, nach Dante, der einzige Weg ist, den man nehmen kann, um daraus zu entrinnen, oder ob er plötzlich erschien, wie Samiel, unter Donner und Blitz, oder endlich ob er aus der Tiefe lediglich kraft des Willens seines Gebieters auftauchte, und vermittelst einer jener Treppen, welche nicht zu benützen man sehr Unrecht hätte, wenn man ihrer bedarf.

Aber Thatsache ist es, daß man ihn eines schönen Morgens mit melancholischem Gesichte eine Cigarette auf jenem Theile des Boulevard des Italiens rauchen

sah, welcher der erste Ort der Welt ist, und sich von der Straße Mont-Blanc bis zur Straße Lepelletier erstreckt.

Es geschah jedoch nicht ohne Grund, daß Satans Gesandter rauchte und melancholisch war.

Nicht daß er die Hölle vermißte, und was er darin zurückgelassen; denn der erste Blick schon hatte ihn überzeugt, daß — wie angenehm er es auch bisher gefunden, ein Teufel von einigem Werthe, mit Hörnern versehen, und Satans Liebling zu seyn, — ein wenig Luft und Freiheit dieß wohl ersetzen konnten; auch hatte er die ersten Tage nach seiner Ankunft im vollen Eifer eines angehenden Diplomaten dazu verwendet, überall herum zu gehen, und als Teufel, welcher wohl weiß, wozu er sich erboten hat, Noten auf Noten zu häufen.

Wir dürfen sogar gestehen, daß er mit einer Art von Vergnügen sein anderweltliches Gesicht mit einem menschlichen Gesichte vertauschte, und unter gefirnißten Stiefeln seine Klauenfüße versteckte.

Und gewiß Niemand, wenn nicht vielleicht Satan selbst, hätte in dieser neuen Form eines Pariser-Dandy das Teufelchen wieder erkannt, von dem wir im Laufe dieser Erzählung einige Worte gesprochen haben.

Aber Flämmchen, wie alle höllischen Geister, die vor ihm unsern Erdball besucht hatten, konnte dem Geschicke nicht entgehen, mit unsern Gesichtszügen und Kleidern, zugleich auch einen Theil unserer Schwäche

anzunehmen. Der Beweis liegt darin, daß er bei der ersten Gelegenheit, uneingedenk des Unvereinbaren eines zärtlichen Gefühles mit dem Ernste seiner diplomatischen Geschäfte, — verliebt geworden ist!

Daher kam es, daß er an dem Tage, wo er die Feder ergreifen mußte, um Satan sein erstes Bulletin zu senden, nach vergeblichem Durchstöbern seiner Noten und Erinnerungen, aus seinem Dintenfaße nichts schöpfen konnte, als — einen Liebesbrief.

Da es der Liebe eigen ist, alles auszuschließen, was nicht sie selbst ist, so hatte er in diesem Damenreichen Paris nur eine einzige gesehen.

Ein zweiter Versuch hatte keinen andern Erfolg, als einen zweiten Liebesbrief.

„Pardieu!" sagte Flämmchen, „kann ich denn nicht meinem Gebieter und meiner Gebieterin zugleich genügen? Kann das, was ich Satan zu sagen hätte, nicht ein Anderer statt meiner sagen? Was Paris fehlt, sind dieß Leute, welche schreiben, erzählen, errathen, wohl auch kritisiren? Kann ich nicht von jedem derselben eine von jenen Gefälligkeiten verlangen, welche Teufel und Schriftsteller einander nicht versagen sollten, nämlich mehr oder weniger Beistand, je nachdem mein Uebel zu-, oder abnehmen wird? und die Arbeit wird so von ihnen geliefert, wie von mir selbst, und gewiß noch besser, als von mir. Kann Satan auch nur ein Sterbenswörtchen dagegen sagen? Was verliert er dabei? Nichts; er gewinnt vielmehr.

„Was mich betrifft, so wird mein Gewinn in dem Vergnügen bestehen, ganz nach Herzenslust verliebt zu seyn; — und möge es mein Glücksstern fügen," setzte er seufzend hinzu, „daß —"

Doch er vollendete seinen Gedanken nicht.

Flämmchen machte sich alsogleich auf den Weg, und fand überall jene Aufnahme, die er in seiner Eigenschaft als höllischer Gesandter nothwendigerweise verdiente.

Einige fanden es pikant, auf solche Art schon auf dieser Welt mit Satan selbst in Verbindung zu kommen; Andere erwogen den Nutzen davon; aus der Freundschaft eines Teufels konnte man früher oder später immerhin Vortheil ziehen. Kurz, alle boten ihm ihre Dienste an, mit der Feder oder dem Reißblei.

Einige Tage darnach fand eine große Zusammenkunft statt, in welcher Flämmchen erklärte, was Satan von ihm erwarte. Zehn Pläne wurden vorgeschlagen, von denen der mindest gute vortrefflich war; aber gerade deßwegen wurde die Wahl schwierig, und nach dem Vorschlage eines der geachtetsten Mitglieder der Versammlung beschlossen, um jeder Verlegenheit zu entgehen, keinen derselben zu befolgen. Bei diesem Anlaße hörte man die sinnreichesten und vernünftigsten Dinge gegen Methoden und Classificationen auskramen, gegen die Regel, und gegen die Vernunft selbst.

„Paris ist ein Theater, dessen Vorhang unaufhörlich aufgezogen ist," sprach der berühmte Schriftsteller, welcher

die Methoden verworfen, „und es giebt so viele Arten, die zahllosen, darin gespielten Comödien zu betrachten, als es Plätze giebt in seinem unermeßlichen Umkreise. Jeder von uns seh' es also, wie er kann; dieser da vom Parterre aus, jener dort aus den Logen, ein Anderer vom Amphitheater; die Wahrheit wird wohl inmitten dieser verschiedenen Ansichten liegen. Uebrigens ist oft eine schöne Unordnung —"

„Eine Wirkung der Kunst!" rief die ganze Versammlung; dieß ist bekannt, trotz der Methoden! —" Es wurde auch beschlossen, als Bürgschaft der Unpartheilichkeit, zum Wahlspruche jenes Wort eines Alten zu wählen:

„Du wirst für; — Du wirst gegen; — Du wirst über sprechen."

Auf Flämmchens Anregung ward gleichfalls zum Beschluße erhoben, daß, um der bekannten Ordnungs-Liebe Satans zu entsprechen, wissenschaftliche und andere Noten, dem letzten Artikel mit einer beurtheilenden Uebersicht des Inhaltes beigefügt werden sollten, um auch ernste Geister der Hölle zufrieden zu stellen, für den Fall, daß ernste Geister in der Hölle zu finden wären.

Der Herr Gesandte näherte sich nun einem Kästchen von ziemlich wunderlicher Form, drückte eine Feder, und eine ganz schwarze Schublade sprang hervor, auf welcher plötzlich in Flammenzügen die Worte zu lesen waren:

„Schublade des Teufels."

„Geehrte Herren,“ sagte Satans Gesandter, „machen Sie über Alles, was Sie für meinen Gebieter bestimmen werden, einen Umschlag mit der Ueberschrift: „Schublade des Teufels“, und kümmern Sie sich weiter gar nicht. Ihre Manuscripte werden von selbst, und ohne andere Mitwirkung, an ihren Bestimmungs-Ort gelangen.“

Flämmchen, nun ganz allein, fühlte einen so schweren Stein von seinem Herzen gewälzt, daß er die Feder fast mit leichter Hand ergriff, und an Satan schrieb:

„Sire!

„Wir haben Unrecht, die Menschen gering zu schätzen! diese Zwerge sind Riesen, und neben ihren Weibern sind diese Riesen selbst nur Zwerge.

„Sire, Paris ist das schönste Kleinod Ihrer Krone, und ich werde bald im Stande seyn, Eurer Majestät nach und nach eine getreue Uebersicht dieser tausend lustigen und tausend traurigen Dinge zu senden, aus denen das Pariser Weltall besteht, — lauter Dinge, die zur abwehrender Langweile vortrefflich sind.

„Mehr sag' ich heute nicht; aber gedulden Sie Sich, alles ist im besten Zuge, und ich kann Eurer Majestät versprechen, daß Sie bald vollkommen zufrieden gestellt seyn werden.“

Nachdem er seinen Brief gesiegelt hatte, warf er ihn mit den Worten in die Luft:

„Geh' zum Teufel!“

Und er ging zu ihm.

„Meiner Treu'! Der müßte wohl sehr arm seyn, der nichts versprechen könnte," sagte Flämmchen lächelnd.

Und dann legte er sich zu Bett.

Am andern Tage stand Satans Gesandter frisch und gesund auf.

„Baptist," sagte er zu seinem Kammerdiener, — der nach kammerdienerlichem Herkommen Baptist hieß, — „zieh dort die bewußte Schublade heraus, und bringe mir, was Du darin finden wirst!"

Paris ist jene Stadt auf der Welt, worin man am wenigsten schläft; daher geschieht dort alles geschwind. Die Schublade war schon voll — so fruchtbar war die Nacht gewesen.

Das erste Manuscript, welches Flämmchen erwischte, trug den Titel:

„Allgemeiner Ueberblick von Paris."

„Charmant!" rief er aus; „mein Gebieter, der die Ordnung liebt, wird nach Wunsch bedient. Ist es nicht billig, erst das Ganze zu betrachten, bevor man auf die Einzelnheiten übergeht?"

Das folgende Bulletin war sohin das erste, welches an Satan abgesendet wurde.

P. J. Stahl.

Allgemeiner Ueberblick von Paris.

Du hast mein Versprechen gewünscht, wackerer Flämmchen, Dir auch mein Wort über Paris zu sagen, und bestandest als ein redlicher und leutseliger Teufel, der Du bist, so beharrlich darauf, daß eine Ablehnung unmöglich war. Nimm Dich in Acht, Deine Artigkeit zu bereuen; denn Du konntest wahrhaftig keine schlimmere Wahl treffen. Man kennt nur, was man liebt, man will fast immer von dem nichts wissen, was man haßt; und, ich gestehe es, ich hasse Paris so sehr, daß ich während der Zeit, da ich dort zu wohnen gezwungen bin, meine Augen und Ohren verschließen möchte, um nur nichts von dem zu sehen und zu hören, was, nach dem Ausdrucke der Reichen und Fremden, den Zauber und den Werth dieser Hauptstadt bildet. Diese Abneigung hat sich bis zur Monomanie gesteigert, so zwar, daß ich Paris, wie mein früheres Dasein, vergessen habe.

Ich wüßte also aus den vier Pfählen nichts zu schildern, als Nichtigkeiten, und sind sie der Mühe werth, genannt zu werden? Das einzige Mittel, ihnen zu entgehen, sei, wirst Du sagen, auszugehen. Wohin soll man in Paris gehen, wenn man nicht dazu gezwungen

ist? Wo den Himmel finden, um ihn anschauen zu können, ohne die Vorübergehenden zu stoßen, oder von den Wagen gerädert zu werden, wenn man nicht einigermassen die Gabe besitzt, zugleich in die Luft und vor sich hin zu sehen? Wo frische Luft athmen? Wo natürliche Wohlklänge hören? Wo ruhige Mienen und wahre Haltungen finden? Alles, was nicht durch Uebermuth gekünstelt, oder dumm wie Gewinngier, ist traurig, wie die Langweile, oder gräulich, wie das Unglück.

Was sich nicht mißgeberdet, weint, und was zufällig sich weder mißgeberdet noch weint, ist so verwischt und blödsinnig, daß die von den Schritten des Volkes abgenützten Pflastersteine mehr Ausdruck haben, als diese traurigen menschlichen Gesichter. Was geht denn vor in dieser reichen und mächtigen Stadt, daß die Jugend dort welket, das Alter scheußlich, und die Reife des Lebens verwirrt und düster wird? Betrachte diese alten, baufälligen, stinkenden Häuser neben emporragenden Palästen von gestern! Betrachte diese Welt von Müssigen, die in Gold, Seide, Pelzwerk und Stickerei einherschreiten, und dicht neben ihnen sieh diese wandelnden Fetzen sich hinschleppen, welche man die Hefe des Volkes nennt! Höre diese leichten und glänzenden Equipagen rollen; vernimm dieses rauhe Geschrei der Arbeit, und diese vom Elende gekrampften Stimmen!

Die Mehrzahl der Bevölkerung verdammt zu unmäßiger Anstrengung, zur Verachtung, zum Leiden, damit einige bevorrechtigte Klassen ein weichliches, ange-

nehmes, poetisches, und an befriedigten Einfällen reiches Daseyn verleben können! Oh, um einen solchen Anblick mit Gleichgültigkeit zu ertragen, muß man vergessen haben, daß man ein Mensch ist, und nicht mehr in seinem Innern jenen elektrischen Strom von Schmerz, Entrüstung und Mitleiden beben fühlen, der jede wahrhaft menschliche Seele bei dem Anblicke, bei dem bloßen Gedanken an den Schaden oder die Beschimpfung, welche vom letzten, vom mindesten Gliede der Kette empfunden werden, schaudern macht.

Aber wie denn hoffen, wirst Du mir sagen, diesem ungeheuern Abstande zu entfliehen? Oh, ich weiß wohl, daß er überall besteht, und daß es übrigens nicht die Aufgabe ist, das Leiden zu fliehen, und sein Herz in die Ruhe der Selbstsucht zu wiegen. Gäbe es auf Erden ein vorbehaltenes Heiligthum, eine Ausnahmsgesellschaft, wo man, wie auf irgend einer bezauberten Insel, zum Festmahle der Brüderschaft sich hinsetzen könnte, so wäre vielleicht dieß die Stätte, wohin man ein oder zweimal in seinem Leben eine Pilgerfahrt machen müßte, um sich zu belehren und neu zu beseelen; aber nicht, um für immer dort zu verweilen. Denn man würde daselbst unter Wonnen einschlummern, und alles vergessen, was sucht, kämpft und seufzet auf dem Erdenrunde. Oder, wenn man dort auch nicht das Gefühl für die Leiden der Menschheit verlöre, würde man sich höchst unglücklich fühlen, den höchsten Genüssen der kleinen Zahl beigesellt zu seyn, und nichts ver-

suchen zu können, um auch den Rest der Menschen zu retten.

Nun denn, dieß ist genau dasselbe, was man in Paris empfindet, wenn man nicht von Selbstsucht ausgedörrt ist. Was mir Paris zunächst vor Allem zeigt, ist die Verwirklichung jenes Traumes, dessen bloßer Gedanke meinen Geist erschreckt: alles auf einer Seite, nichts auf der andern. Dieß ist der Hauptinhalt der allgemeinen Gesellschaft, verfallen der Unordnung, dem Unglücke und der Ungerechtigkeit, mit einer kleinen, im Mittelpunkte überrindeten Ausnahmsgesellschaft, die auf ihre Weise das Eldorado verwirklichet, das ich eben in die Gefilde der Einbildung versetzte.

Wenigstens geschieht es nicht im Namen des göttlichen Grundsatzes der christlichen Gleichheit, daß diese kleine Gesellschaft den Becher der menschlichen Lüste unaufhörlich leert. Auch nicht kraft eines beziehungsweisen Gesetzes der Gleichheit, wie jenes, welches die alten Staaten von Sparta, Athen und Rom schuf. Es giebt wohl noch eine Kaste von bevorrechtigten Bürgern, gepfropft und lastend auf einem Volke verächtlicher Sclaven oder verächtlicher Freigelassener; aber dieß ist nicht mehr der Zufall der Geburt, oder der Stolz wegen dem Lande geleisteter Dienste, welche bei diesen Bevorrechtigten den Vorsitz führen. Dieß ist der Zufall der Spekulation, dieß ist bisweilen der Preis des Diebstahles, des Wuchers; dieß ist der den lasterhaften Verächtern jeder Religion, den gegen das Vaterland und

die ganze Menschheit begangene Verbrechen gewährte Schutz.

Es giebt also im Schooße von Paris eine freie und glückliche Gesellschaft, von einem gewissen Glücke ohne Ideal, auf den Genuß der Empfindung beschränkt. Man nennt sie die Welt. Was sagst Du zu diesem ehrsüchtigen und übermüthigen Namen, Du, ein freier Durchsegler der Sphäre der Unendlichkeit, welchem die ganze Erde wie ein im Raume verlorener Punkt erscheint? Nun denn, in den unmerklichen Einzelnheiten dieses Atomes lebt eine kleine Kaste, die ihren eitlen Zusammenkünften, ihren Festen ohne Größe und Bedeutung, den Namen Welt giebt, und von welcher jedes Mitglied, indem es in seinen Wagen steigt, um unter einigen, in gewissen Salons der großen Stadt der Arbeit und des Elendes, gedrängten Gruppen Müssiger zu prunken, ausruft: „Ich gehe in die Welt; ich sehe die Welt; ich bin ein Weltmann."

Wunderliche Lächerlichkeit! Ihr seid von der Welt, und wisset nicht, daß Ihr im Schooße Eurer kleinen irdischen Welt ein Ungeheuer und ein Unsinn werdet, sobald Ihr Euch von dem menschlichen Geschlechte in dem geringsten seiner Glieder abtrennt? Ihr seid von der Welt, und wisset nicht, daß es eine himmlische und unendliche Welt giebt, in deren Mitte Ihr Euch herumtreibt ohne Zweck und ohne Frucht, im Widerspruche mit allen ihren göttlichen und natürlichen Gesetzen? Ihr seid von der Welt, und wisset nicht, daß es Eure

Pflicht ist, zu arbeiten wie ein Mensch, wie ein Geschöpf Gottes, um die Welt umzugestalten durch die Arbeit, durch die Religion, durch die Liebe, anstatt darin die Lüge und den Frevel der Ungleichheit zu verewigen? Nein, Ihr seid keine Weltmänner, denn Ihr kennet weder die Welt noch den Menschen.

Folge ihnen, forschender Geist, steig in ihre Wagen, und tritt mit ihnen in diese Hôtels, in diese Salons, wo kalt glänzet und lächelt, was sie ihre Welt nennen! Ich will annehmen, Du wärest aus der himmlischen Region, worin Du Deine Schwingen regtest, plötzlich mitten in einen aristokratischen Ball gestürzt, ohne noch Zeit gefunden zu haben, einen Blick auf die Wunden der Armuth zu werfen; Du würdest bei dem Schauspiele, welches sich sodann vor Deinen Augen entfaltet hätte, an das goldene Zeitalter unserer Dichter geglaubt haben. Wenn Du nicht die Gabe besässest, in die Herzen der Menschen zu schauen, und darin die Langweile zu lesen, den Eckel, die Furcht, die Qualen der Eigenliebe, die Nebenbuhlereien, die Ehrsucht, den Neid, alle diese niedrigen Leidenschaften, alle diese schlecht verhehlten Gewissensbisse, alle diese Besorgnisse vor der Zukunft, alle diese Angst vor der Volksrache, die das Verbrechen des Reichthums sühnen; wenn Du Dich endlich nur an den Außenschein gehalten hättest, würdest Du nicht geglaubt haben, einem wahren Feste beizuwohnen, und an dem Verein der Mitglieder der

menschlichen Familie, im Schooße durch Arbeit, durch Künste und Wissenschaften erworbener Vergnügungen Theil zu nehmen? Denn, in Wahrheit, alle diese Vergnügungen sind an und für sich rechtmäßig.

Diese Paläste, diese Blumengebüsche inmitten winterlichen Eises, diese Wasserstrahlen, worin das Licht der Kronleuchter sich abspiegelt; diese Feuerkugeln, welche den Glanz des Tages beschämen; diese Tapeten von Sammet und Moire; diese Verzierungen, wo das Gold auf dem Getäfel blitzt; diese gebohnten Böden, auf denen der Fuß mehr fliegt als schreitet; diese liebliche Wärme, welche die Atmosphäre verwandelt, und die Strenge der Jahreszeiten lähmt, all dieser Wohlstand — ist das Werk einsichtsvoller Arbeit, und es ist nicht bloß ein Recht des Menschen, sondern eine aus seiner erfinderischen und schaffenden Natur abstammende Pflicht, der menschlichen Familie große, schöne, gesunde und reiche Wohnungen zu bauen.

Diese Gemälde, diese Statuen, diese Bronzen, dieses Orchester, diese schönen Stoffe, diese köstlichen Edelsteindiademe an der Stirne der Damen, all dieser Luxus, ist das Werk der Kunst, und die Kunst ist eine göttliche Sendung, welche die Menschheit unaufhörlich fortsetzen und vergrößern soll. Diese Künstler, welche da auserlesene Genüsse suchen, als rechtmäßigen Eintausch für die von ihnen selbst der Gesellschaft bereiteten Genüsse, haben das Recht, das Schöne zu lieben, und sie würden durch das Streben, sich daran

fortwährend zu erlaben, nur ihrem höhern Antriebe gehorchen.

Ja, die Menschheit hat ein Recht auf diese Reichthümer, auf diese Bequemlichkeiten, auf diesen Luxus, auf diese Vergnügungen, auf diese leiblichen und geistigen Zufriedenstellungen. Aber dieß ist die Menschheit; verstehet Ihr? Das ist die Welt der Menschen, das ist die ganze Welt, welche sohin die Früchte ihrer Arbeit und ihres Geistes genießen soll, und nicht bloß Eure kleine Welt, welche sich nach Köpfen und Häusern mißt. Dieß ist nicht Eure Welt von Müssiggängern und Unnützen, von Selbstsüchtigen und Hochmüthigen, von Wichtigthuern und Furchtsamen, von Patriziern und Banquiers, von Emporkömmlingen und Verderbten; dieß ist auch nicht Eure Welt von Künstlern, dem Erfolge verkauft, der Spekulation, der Zweifelsucht und einer ungeheuern Gleichgültigkeit für Gutes und Böses.

Denn so lange es Arme vor Eurer Thüre geben wird, Arbeiter ohne Genuß und ohne Sicherheit; Familien, vor Hunger und Kälte in elenden unfläthigen Kammern sterbend; Häuser der Entehrung; Bagno's; Spitäler, denen Ihr bisweilen ein Almosen vermachet, aber die Ihr nicht zu betreten wagtet, so ungleich sind sie Euren glänzenden Wohnungen; Bettler, denen Ihr einen Obolus hinwerft, aber an deren unreines Gewand zu streifen Ihr fürchten würdet; so lange dieser empörende Gegensatz entsetzlichen Elendes währet, die Folge

Eures unsinnigen Luxus, und der Millionen Wesen, Opfer der blinden Selbstsucht einer Handvoll Reichen, — werden Eure Feste selbst Satan Schrecken einjagen, und Eure Welt eine Hölle sein, welche jene der Fanatiker und Dichter um nichts zu beneiden braucht.

Aber, wirst Du sagen, soll man die Hôtels in Brand stecken oder die Thore der Paläste verschließen? Soll man den Brombeerstrauch und die Brennneßel auf dem Marmor, auf dem Rande dieser Springbrunnen wachsen lassen? Soll die Schönheit wieder den Bußsack aufnehmen, und sollen die Künstler in das gelobte Land ziehen, damit die Künste zu Grunde gingen, um ihre Wiedergeburt einer neuen höhern Eingebung zu verdanken, und die Gesellschaft in den Staub falle, um sich wieder aufzurichten, wie das himmlische Jerusalem der Propheten?

Dieß alles wäre ein unnützer Rath, Geist! und noch unnützer die Ausführung, ohne Licht und Lehre. Ein neuer und plötzlicher Aufschwung der christlichen Barmherzigkeit würde nicht abhelfen, so wenig als gewisse Versuche praktischer Ausgleichung zwischen den Ausbeutern und Erzeugern, welche heut zu Tage die vermeintlichen Intelligenzen des Jahrhunderts anrathen. Das Almosen, wie die Ausgleichung, dienen nur dazu, das gänzliche Aufgeben des heiligen und unverjährbaren Principes der Menschenrechte zu weihen. Das sind engherzige und schale Erfindungen, durch die man sein eigenes Gewissen heuchlerisch einlullt, dabei den Bettel-

stand verewiget, das heißt, die Niederträchtigkeit und Sittenlosigkeit des Menschen, und die Dauer des Mißstandes verlängert, das heißt: die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Die Doctrin wird durch solche Versuche verfälscht; eine andere Wissenschaft ist Bedürfniß, gegründet auf die Doctrin.

Doch nicht Du bist es, Flämmchen, der helfen wird, sie zu suchen, und ich glaube nicht, daß Dein Höllenkönig, wenn er nicht der mißkannte Engel ist, den ich anderswo geträumt und geschildert habe, sich in der That dafür interessirt. Wie Du ihn gezeigt hast, geistreicher Spötter, wenn anders Du nicht Dein Spiel mit uns triebst, ist der Monarch, welcher Dich zu uns gesendet, ein guter Teufel; abgestumpft in seinen Gemüthsbewegungen, und mehr von Neugierde als Liebe zu unsern philosophischen Neuigkeiten hingezogen. Ich will also Andern die Sorge überlassen, ihn zu unterhalten; ich fühle nichts Belustigendes in mir, und habe Dir nur versprochen, eine bestimmte Frage zu beantworten, ungefähr so lautend: Warum liebst Du Paris nicht, die Wiege Deines geistigen und moralischen Wesens, den Mittelpunkt des Umschwunges Deines Daseins unter Deines Gleichen? Ich habe Dir geantwortet: Ich hasse Paris, weil es vorzugsweise die Stadt des Luxus und des Elendes ist. Ich finde kein Vergnügen dort, weil ich nur Trauriges und Empörendes sehe. Es könnte mir dort nicht gefallen, weil ich vom Reiche der Menschenliebe träume, und der Anblick der auf's

Aeußerste getriebenen, unverschämten und cynischen Weise der Hartherzigkeit mich aneckelt.

Ich habe die Traurigkeiten eines Philosophen, obgleich ich nur ein armer Philosoph bin. Ich habe die Bedürfnisse eines Dichters, wiewohl ich nur ein sehr schlechter Dichter bin. Aber wie klein man auch sei, so kann man doch groß leiden, und was meine Augen erblicken, erfreut weder mein Herz, noch berauscht es meinen Kopf. Zwei oder drei Mal in meinem Leben schlich ich blinzelnd, wie Du es thun könntest, in diese Welt, die sich so schön dünkt. Ich habe Lichter gesehen, welche mir Kopfweh machten, in Gold und Purpur, wie Cardinäle, gehüllte Wände; gekränzte, gleich Bachantinnen halbnackte Damen; ganz schwarze Männer und ganz aus einem Stücke; Künstler, die sich abmühten, auf Leute Wirkung zu machen, welche sich gerührt stellten; Blumen, die zu kränkeln, und in diesem scharfen und schwülen Dunstkreise zu weinen schienen; ich habe edle Amphytrionen gefunden, schöne Damen, talentvolle Männer, Schaustellungen von auserlesenem Geschmacke in Verzierung, Musik, Sachen und Personen; aber ich habe weder erhabene Poesie gefunden, noch wahre höhere Eingebung, weder aus dem Herzen kommende Höflichkeit, noch allgemeines Wohlwollen, weder Einklang der Sympathien, noch Austausch der Gedanken und Gefühle; kein gemeinschaftliches Band unter diesen Wesen, keine Hingebung, keine Armuth, keine Scham, und noch weniger Aufrichtigkeit.

Dieß ist's, was ich mit den Augen gesehen, mit den Ohren gehört habe, und mein Herz zog sich ganz betrübt und ganz erschreckt in mich zurück; denn der Klang dieser Instrumente verhinderte nicht den Aufschrei der Herzensangst, und das Röcheln des Todeskampfes des Volkes, bis zu mir empor zu dringen. Und ich fragte mich bei dem Anblicke dieser reichen Ausschmückungen, dieser Tafeln und Credenztische, was der Schausteller dem Verzehrer und Hervorbringer gestohlen hatte, um diese Wunder zu wirken, und ich wähnte in einer, unter den Füssen der Tänzer aufklaffenden Höhle, die Leichname der Reichen, welche nach dem Ruine ihres Wohlstandes sich eine Kugel durch das Gehirn jagen, zugleich mit jenen der Aermsten aus dem Volke zu sehen, die vor Hunger unter der erschöpfenden Anstrengung starben, diese wahnsinnigen Reichen zu ergötzen.

Und ich kehrte in mein schweigsames und düsteres Gemach zurück, und fragte mich, warum ich, gleich so vielen andern thörichten Künstlern, welche sich ein gemüthliches Sinnen, eine leichte und angenehme Arbeit zu sichern, und ihren Träumen eine dichterische Färbung zu geben glauben, indem sie mit einem geringen Aufwande von Phantasie und Geschmack ihre Behausung bescheiden verzieren, mich mit einiger Sorgfalt gegen die Kälte und den Lärm abgeschlossen, und mit einigen Kunstschöpfungen, Vorbildern von Schönheit oder Unterpfändern der Zuneigung, meine Augen zu ergötzen gesucht hatte? Und ich antwortete mir, daß ich auch

nicht mehr werth sei, als so viele Andere, und daß es sohin leichter sei, das Böse zu nennen, als das Gute zu thun. Und ich fühlte einen solchen Abscheu vor mir selbst, bei dem Gedanken, daß Andere kaum einen Strohsack besitzen, um zwischen vier nackten und eisigen Wänden ihre Glieder zu erwärmen, daß mich die Lust anwandelte, auszugehen, um nie mehr heimzukehren. Und hätte es, wie zu Christi Zeiten, auf seine Lehre vorbereitete Arme gegeben, so würde ich mit ihnen auf dem Pflaster des guten Gottes verkehrt und gebetet haben. Aber es giebt sogar keine Arme auf der Straße mehr; Ihr habt ihnen das Betteln im Freien verboten, und der Mensch ohne Hülfsquellen bettelt Nachts, das Messer in der Hand. Uebrigens wäre auch meine Verzweiflung nur eine Art von Wahnsinn gewesen: ich besaß weder Gold genug, um ihr physisches Leiden zu mindern, noch genügende Einsicht, die Lehre des Heiles zu verbreiten.

Denn sobald man nicht das Heil der Seele und des Leibes Hand in Hand wandeln läßt, begeht man die ungeheuersten Irrthümer. Ich fühle es wohl, und blieb traurig, indem ich eine unnütze Verwahrung, — ich gebe dieß zu, Satan, zum Himmel sendete; allein Du wärest vergebens gekommen, um mich emporzutragen, und mir von oben die Königreiche der Erde zu zeigen, und mir zu sagen: „Dieß alles gehört Dein, wenn Du mich anbeten willst;“ ich würde Dir geantwortet haben: „Dein Reich geht zu Ende, Versucher,

und Deine irdischen Reiche sind so häßlich, daß es bereits keine Tugend mehr ist, sie zu verachten."

Georg Sand.

Flämmchens kurzer Monolog.

Flämmchen hatte bis zum Ende gelesen, ohne ein Wort zu sprechen.

Bei der letzten Zeile angekommen, bei der letzten Aeußerung dieser bitteren Klage, stand er erschreckt auf, und fragte sich einen Augenblick, ob er nicht besser thäte, unmittelbar wieder in die Hölle zurück zu kehren?

„Ha, wie!" dachte er sich, „sollte es wahr seyn, daß ein unendliches Weh in einer so engbegrenzten Welt Raum finden könnte? Sollte es wahr seyn, daß diese rauchgeschwärzten Häuschen, diese kleinen Weiber, diese schwächlichen Herzen, so äußerstes Elend zu umschließen vermöchten?"

Als Flämmchen dann einen Blick auf die Straße warf, sah er die Menge, die sich dort drängte.

Unter dieser Menge gab es wirklich Reiche und Arme, Schwache und Starke, Menschen in Lumpen und andere elegant gekleidet. Er sah auch Böse darunter, und selbst einige Gute! —

Glückliche Menschen, in deren Mienen kein Ausdruck eines Wunsches, einer Begierde oder Reue zu lesen war, sah er nicht.

Aber nachdem er zum zweiten Male und aufmerksamer hingeblickt, so daß er in der Tiefe der in sich selbst verschlossensten Seelen lesen konnte, gewahrte er

unter dieser Menge, worin er so eben erst nur selbstsüchtigen Zwecke, nebenbuhlerische Leidenschaften, schädliche Gelüste bemerkt hatte, unter diesen wechselseitig feindlichen Menschen . . . Väter und Kinder, Brüder und Schwestern, Verheirathete und Liebende, sichtbare und unsichtbare Bande. Er fand auch kein so verkehrtes Herz, dem nicht, wie ein unvergänglicher Schatz von Wohlfahrt, ein wenig Liebe, das heißt: ein wenig von dem, was viel verzeihen macht, ein wenig von dem, was beglückt, verblieben wäre.

Und zu seinem Lobe müssen wir beifügen, daß ihn, ein so treuer Diener des Teufels er auch war, diese Entdeckung ein heimliches Vergnügen machte, und ihm wieder seinen ganzen Muth gab.

Er setzte sich also von Neuem an sein Schreibpult, und leerte die ganze Schublade.

Mit neugierigem Blicke durchlief er die Titel einiger Manuscripte, als ihm plötzlich eines in die Hände fiel, welches sein Interesse im höchsten Grade zu erregen schien.

„Bei den Hörnern, die ich hatte, — die ich wieder bekommen werde,“ — sagte er seufzend, „das ist ein interessanter Titel, und ich gestehe, daß es mir, so sehr ich Teufel bin, unmöglich wäre, diese schwere Frage zu beantworten:

„Was ist eine Pariserin?“

Vergiß nicht, Leser, daß Flämmchen verliebt ist!

St.

Was eine Pariserin ist.

Meinung der Mutter einer Pariserin von ihrer Tochter.

Sie ist ein Engel an Sanftmuth, ein Ausbund von Verstand, ein Schatz in der Haushaltung, eine Vollkommenheit in Allem. Der Mann, welcher sie heirathen wird, verdient das Glück nicht, welches ihn erwartet.

Meinung eines jungen Studirenden der Medicin von der Pariserin.

Sie ist die beste Walzerin des Prado und der Chaumière, die Frau ohne Gleichen, um die ganze Nacht zu essen, oder in's Bett zu gehen, ohne zu essen; das Wesen, welches am längsten widersteht, wenn es von Tabakrauch umqualmt ist; das Geschöpf, welches drei Dinge am leichtesten zurückzieht: seine Handschuhe, seinen Shawl und sein Herz.

Meinung der Fremden, und vorzüglich der Russen, von der Pariserin.

Sie ist zusammengesetzt aus Geist, Anmuth und Empfindsamkeit; eine unversiegbare Quelle von Verführungen; die glänzende Rechtfertigung der Ueberlegenheit Frankreichs über die andern Nationen; die Frau, von der man mit sechzehn Jahren träumt, und die einzige, an die man sich mit sechzig erinnert.

Meinung der englischen Damen von der Pariserfrau.

Unmöglich, sie zu schildern. Die Gesetze der Wohlanständigkeit und die Septembergesetze sträuben sich dagegen.

Meinung einiger Ehegatten von ihren Pariserfrauen.

Gefährtinnen ohne Herz, nur den Leichtsinn und das Vergnügen liebend; Lumpenflickerinnen; ohne einen Schatten moralischen Sinnes; untreu ohne Leidenschaft; Mütter ohne Klugheit.

Meinung der Regierung von den Pariserinnen.

Als das Ehebruchgesetz verhandelt wurde, bemerkte man mit einem gewissen Erstaunen, daß die Gemeinde von Paris diejenige war, welche die geringste Zahl von Petitionen einreichte.

Höhere, und allen andern vorzuziehende Meinung, oder Geschichte der Pariserin.

Man setzt sehr allgemein voraus, daß sie zu Paris geboren sey; das ist ein erster Irrthum. Paris ist zunächst die Stadt der ganzen Welt, und dann, wenn es dort noch Raum giebt, die Stadt der Pariser. Dieses holdselige Vorbild der Civilisation, diese auserlesene unter allen Frauen, sie, von deren Geist man in St. Petersburg spricht, und deren Manieren Kanton nachahmet; sie, welche keine Laune hat, die nicht in allen

Gegenden der Erde, wo sich ein Salon befindet, zum Gesetze wird, die Pariserin nämlich, erblickt das Licht der Welt nicht in Paris, sondern auf einem der tausend Punkte jenes großen Gebietes, welches man, um Belgien und das Königreich Sachsen nicht zu verletzen, das Departement von Seine und Oise nennt.

In Nantes, Versailles, Rambouillet, und selbst in Fontainebleau geboren werden, heißt nicht, streng genommen, von Paris seyn, nach der Meinung vieler Frauen, die nach der Ehre geizen, Pariserinnen genannt zu werden. Dieß ist eine, im Widerspiele mit andern Wahrheiten, so unbestreitbare Wahrheit, daß es keine einzige Pariserin giebt, die nicht einen Onkel hätte, einen Großvater, oder wenigstens ein Geschwisterkind, sey's zu Etampes, sey's zu Corbeil, sey's in einer der unzähligen, um Paris herum gesäeten Gemeinden.

Man darf vielleicht dieser Verletzung einer genauen Landsmannschaft den entschiedenen Geschmack der Pariserin am Landleben zuschreiben, vorzüglich während des Sommers, wenn das Blau der Veilchen den Saum der Gärten schmückt, und die Erdbeere die kleinen Hügel von Marly und Meudon entlang duftet. In ihrem so wenig ursprünglichen Herzen, bleibt immer ein Winkelchen, worin die Idylle blüht.

Kaum geboren, wickelt man sie in Leinen, und schickt sie, mit der Gnade Gottes, so weit als möglich, zu einer Amme, welche sie den Tag über an einen Nagel aufhängt, und die Nacht hindurch unter Bett-

decken erstickt, um sie nicht schreien zu hören, und man denkt nicht mehr daran. Eines schönen Tages, am Schluße von achtzehn Monaten, zwei Jahren, sagt der Papa: „Wir haben doch eine Tochter bei einer Amme!“ — „Dieses liebe Kind!“ antwortet die Mama, „es wäre wohl Zeit, es wieder in's Haus zu nehmen. Ich werde dieser Tage der Amme schreiben.“

Wirklich bringt in der nächsten Woche eine Bäuerin auf ihren Armen, zwischen einem großen Feldblumen-Strauße und einem Käselaibe, ein kleines, wildes Mädchen zurück, das seinen wahrhaften Vater garstig heißt, und den Kopf wegdreht, wenn die Mama es küssen will. So tritt dieses Wunder in die Welt, und mit Unrecht, wie man sieht, würde man glauben, es sei von den Grazien eingewiegt, und von den Tönen der Musik erweckt worden.

Die Natur erschöpft sich fast für die Pariserin, dem Kinde giebt sie jenes blasse und rosige Aussehen, jenes Aussehen der Gesundheit und des vornehmen Wesens, welches die Kinder der Fremden, und selbst die englischen Kinder, nicht haben; dem jungen Mädchen haucht sie jenen frühreifen Verstand ein, dessen Schärfe und Zierlichkeit ein Gegenstand des Erstaunens und oft der Bestürzung der guten Leute aus den Provinzen sind. Sie ist wißbegierig, fein, geistreich, mit acht Jahren, und verständig, wenn die Veranlassung es erfordert, wie man es mit zwanzig Jahren nicht ist, und wie sie es selbst dann nicht mehr ist. Hier ist ein Punkt der

Aehnlichkeit zwischen ihr und der Creolin zu bemerken: man könnte sagen, daß die frühzeitige Sonne der Civilisation genau die nämlichen Wirkungen hervorbringe, wie die fruchtbare Sonne der Colonien.

Bei der Pariserin wie bei der Creolin ist die Frucht nie so süß, als die Blume schön ist. Die Kindheit und das Alter sind, glaub' ich, die zwei bezeichnendsten Abschnitte im Leben einer Pariserin. Sie hat außerordentlich viel Geist, wenn ihre Schönheit noch nicht reif ist; und wenn ihr ganzer Geist mit der Festigkeit der Erfahrung, je nach der Mannigfaltigkeit erlebter Ereignisse, zurückkehrt, hat sie ihre ganze Schönheit verloren. Dieß möchte der Behauptung gleichkommen, daß das mittlere Alter derselben nicht dasjenige ist, wo sie den meisten Geist hat, wenn es dasjenige ist, wo sie die meiste Anmuth besitzt.

Eine Beobachtung, die hier an ihrem natürlichen Platze ist, und eine große Feinheit des Geschmackes bei den Pariserinnen beweiset.

Seit undenklicher Zeit ist es in Paris gebräuchlich, jungen Mädchen die Namen zu geben, welche Heldinnen in Modewerken getragen. Als Racine die Esther schrieb, beeilten sich die Damen des Hofes, diesen doch sehr wenig christlichen Namen, den meisten Mädchen zu geben, deren Mütter sie waren. Daher jene ungeheuere Menge von Marquisen Esther von . . ., von Grä=

finnen Esther von..., von Herzoginnen Esther von..., die man in den Memoiren jener Zeit antrifft. Rousseau machte mit seiner „Neuen Heloise“ die Namen Julius und Clara volksthümlich. Im achtzehnten Jahrhunderte hieß eine erste Tochter Julie, die zweite Clara. Baculard Arnauld hatte den Ruhm, durch Hülfe seiner schlechten Romane, die einer flüchtig vorübergleitenden Berühmtheit sich erfreuten, wie die meisten schlechten Romane, die Namen Batilde und Ursula zu verbreiten. La Harpe hat man jede Melanie in Paris zu verdanken. Madame Cottin brachte die Mathilden in Mode, und Herr von Chateaubriand genoß das traurige Vorrecht, auf den Namen Atala die Töchter der Hausmeister zu taufen.

Dieses kleine Verzeichniß der von Pariserinnen geführten Namen, veranlaßt uns, eine darauf bezügliche Geschichte, welche jenes vervollständigen wird, zu erzählen. Ich beginne mit der Beruhigung, daß sie sehr kurz ist.

Kurze Geschichte.

Vor einigen Jahren die Gefilde der Picardie durchstreifend, machte ich, um zu frühstücken, in einem jener Dörfer Halt, wo man nichts findet, oft selbst das Dorf nicht, so sehr ist es unter Dachstroh vergraben, in Koth versunken, und weit abliegend von jeder Straße. Ich hoffte, daß es Gott, der das Futter den Jungen der Vögel sendet, gefiele, man möchte mich als Sohn einer

Wachtel oder eines Rothhuhnes bewirthen, als ich einen Namen nennen hörte.

Ich glaube nicht recht gehört zu haben: ich horche besser. Es ist keine Täuschung. Man hat den Namen Philorene genannt. Wer kann in der Picardie, fünf Stunden von Beauvais, Philorene heißen? Ich laufe an die Thüre der Hütte, ich sehe eine dicke Bäuerin, die zwei schwarze Kühe an einem Stricke führt, und mit drei andern idyllischen Hirtinnen ihres Schlages plaudert, die auf Holzschuhen wandeln, wie sie.

„Seyd Ihr's, die Philorene heißt?"

„Ja, mein Herr!"

„Und ich, Oriane!"

„Und ich, Philaminte!"

„Und ich, Celanire!"

„Aber dieß sind ja," rief ich aus, „vier Namen, aus den Romanen des Fräuleins von Scudéri genommen?"

„Wir kennen das Fräulein von Scudéri nicht," antworteten diese wackern Weiber. „Fragen Sie auf dem Postamte nach!"

„Sind dieß Eure Namen? Eure rechten Namen?"

„Ei ja! sie wurden uns vom Vater und Mutter gegeben."

„Möchtet Ihr mir wohl die Namen von einigen andern Eurer Bekanntschaft nennen?"

„Gerne. Wir haben hier Arsinon, Postel, Ismérie Boitron, Télamire Jacquart . . ."

Ebenfalls von Fräulein von Scudéri geschöpfte Namen! „Sehr wohl," sagte ich zu ihnen, „ich danke Euch!" —

„Er ist närrisch," mochten diese guten Kühhirtinnen denken, als sie mich ihre Namen in mein Notizen-Buch schreiben, und dann in tiefes Nachsinnen versinken sahen.

Es war wirklich sonderbar, man wird uns beistimmen, daß alle diese Namen, jener Reihe von Werken entlehnt, Schöpfungen jener großen Einbildungs-Kraft, genannt Fräulein von Scudéri, sich anderthalb Jahrhunderte später, im Schooße eines Dorfes der Picardie wiederfanden, und zwischen dem Weibe eines Ochsentreibers und der Tochter eines Holzhauers ausgetauscht wurden.

Ich lege nicht den mindesten Werth darauf, ein König zu werden; aber es lag mir viel daran, dieses Räthsel zu lösen. Ich suchte eine Sphinx, und sollte sie mich verschlingen. Doch keine Sphinx!"

Entschlossen, dieses schreckliche Dorf nicht zu verlassen, bevor ich meine Neugier befriediget hätte, wendete ich mich an einen Winzer, der beschäftiget war, Weinpfähle einzusetzen, am Saume eines ungeheuern Grundbesitzes, dessen Schloß ich gewahrte,

„Wie heißt Ihr?" fragte ich ihn zuerst.

„Coloander," antwortete er mir.

„Jetzt wußte ich's.

„Wer hat Euch diesen Namen gegeben?"

Der wackere Coloander mußte sich einbilden, daß ich zur Polizei gehöre.

„Mein Großvater, der auch Coloander hieß.“

„Und was war Euer Großvater?

„Er war Winzer, wie ich, bei dem Großvater des gnädigen Herrn, dem Herrn Herzog von C . . . ., welchem dieses Schloß gehört.“

In der Picardie nennt der Bauer den Eigenthümer noch immer gnädiger Herr.

Ich lag im Rachen der Sphinx.

„Sehr gut, mein wackerer Mann. Und wem gehörte dieses Schloß vor dem Herrn Herzoge von . . . . . . ?“

„Ah, mein Herr, es ist seit drei hundert Jahren nie aus dem Besitze dieser alten Familie gekommen. Das sind so brave Leute! Alle diese Dörfer, die Sie da unten sehen, da unten! . . . gehörten ihnen ehemals auch; aber die Revolution . . . . ! Sie waren unsere gnädigen Herren, aber noch weit mehr unsere gnädigen Herren, als jetzt. Wir waren ihre Kinder; wir lebten so zu sagen bei ihnen.“

Andächtig hörte ich die rückblickenden Abschweifungen des Coloander, welcher fortfuhr:

„Wir ließen unser Brod bei ihnen backen; sie behielten unsern Wein auf. Wir baten sie um die Erlaubniß, zu heirathen; dann tauften sie unsere Kinder . . .“

Ich war König! Ich hatte das Räthsel gelöset; ich unterbrach Coloander bei seiner letzten Aeußerung. Es unterlag keinem Zweifel, daß ich auf einem herr-

schaftlichen Grunde stand, auf dem Bezirke eines Schlosses, welches früherhin begeisterte Bewunderer der Romane des Fräuleins von Scudéri bewohnten, und Bewunderer, welche, mit ächter Pariser Phantasie, allen ihren Vasallen und Vasallinnen nach der Reihe ihrer Geburt die Namen gaben, die in der Clelie, Astrée, und in den Ritterromanen zu finden sind; Namen, wie man weiß, unter denen sich ehemals Ludwig XIV., der Prinz von Condé, der Dauphin, der Herzog von Vendôme, Madame Henriette, Le Brun, Bossuet, Molière, Boileau, La Fontaine, Fouquet, verbargen, kurz alles, was das siebenzehnte Jahrhundert Großes, Merkwürdiges, Berühmtes im Kriege, in Wissenschaften und in Reichthümern enthielt.

Diese wackern Picarder, auf solche Art getauft, hatten diese Namen mit der nämlichen Gutmüthigkeit fortgepflanzt, ohne Zweifel sie für Namen von Heiligen und Heiliginnen haltend, und so sind sie bis auf uns gekommen, und werden sich lange Zeit in einem Dorfe der Picardie erhalten.

Pariser Gefallsucht.

Große Erörterung dieses Gegenstandes zwischen einem Jesuiten und einem Handelsminister.

Während der Restauration hielt ein sehr beredter Prediger, ein Missionär, kurz ein Jesuit, eine Missions-

Predigt in Paris. Ein großer Zulauf bezeugte seinen Erfolg, und man bewunderte nicht bloß, was er auf der Kanzel sprach, sondern man fing auch an, eine überall seltene Sache, seine Vorschriften einer strengen Moral zu befolgen.

Diese war sehr streng. Er eiferte mit wahnsinniger Wuth gegen den Kopfputz der Damen; gegen den Luxus ihrer Hüte; die verdammliche Leichtfertigkeit ihrer Bänder; die schreckliche Kostspieligkeit ihrer Seidenstoffe; die zu Grunde richtende Eleganz ihrer Fußbekleidungen. Schon war es ihm gelungen, den unermeßlichen Baum des Ueberflüssigen bedeutend zu beschneiden, als er plötzlich verschwand, inmitten seines Ruhmes, und zum großen Erstaunen aller jener, die haufenweise herbeirannten, um sein Wort zu hören. Die Kanzel blieb leer und stumm. Was war aus dem berühmten Prediger geworden? Warum, wie, murmelte man überall, in den Salons, auf den Straßen, hatte er Paris so barsch verlassen? Fragen, welche bis zum Ereignisse von 1830 unbeantwortet blieben. Dann erfuhr man die Ursache dieses plötzlichen Verschwindens.

Der Handelsminister hatte den Prediger ersuchen lassen, ihn in seinem Hôtel zu besuchen, und ihm mit all der Schonung gesagt, welche einem mit religiösem Charakter bekleideten Manne gebührt:

„Mein Herr, im Mittelalter lebten die Völker nur von Religion, und ich tadle sie deßwegen nicht in meinem Innern; aber seit jener Zeit ist die Arbeit an die

Stelle der Betrachtung getreten, und wir leben nun viel von Industrie und Handel. Die Industrie erhält und vermehrt sich nur durch Ausfuhr. Hierauf bitte ich Sie, mein Herr, Ihre sorgfältigste Aufmerksamkeit zu richten. Die Pariser, welche Sie durch Ihre Beredtsamkeit erbauen, führen ungefähr für hundert Millionen Waaren in's Ausland. Hauptsächlich gehören diese Waaren zu den unzähligen überflüssigen Dingen, welche Sie mit vollem Rechte verdammt haben. Geben Sie wohl auf meine Worte Acht, mein Herr. Die Fremden finden nur Geschmack an diesen vergoldeten Stecknadeln, Schildkrötenkämmen, Seidenbändern, Spitzenfächern, lieblich-bunten Stoffen, zarten Taschentüchern, eleganten Fußbekleidungen, weil die Pariserinnen sie getragen, ihnen die Weihe des Geschmackes, die Taufe der Mode gegeben haben. Vom Tage an, an dem es Ihnen gelänge, sie zur Verzichtung zu bewegen, sich mit diesen aus dem Gesichtspunkte der Religion so verhaßten, aber unglücklicherweise aus dem Gesichtspunkte des Handels so nützlichen Gegenständen zu schmücken, hätten sie es auch dahin gebracht, daß die beiden Amerika, die beiden Indien, alle Hauptstädte der Welt, selbst jene der religiösen Welt, sie nicht mehr von der Pariser-Industrie, vom Pariserhandel verlangen würden, und diesem dadurch hundert Millionen an der Ausfuhr in's Ausland verloren gingen."

Der Missionär hörte aufmerksam zu.

„Als Christ stimme ich Ihnen vollkommen bei; die-

ser Luxus ist eine Sünde; als Handelsminister bin ich gezwungen, Ihnen alle Petitionen zu zeigen, die täglich an mich gegen Sie vom Groß- und Kleinhandel in Paris einlaufen, von denen jeder über ihren Einfluß erschrickt. Ich füge bei, daß ich als Christ kein Wort von Ihren Verfluchungen der Mode wegnehmen möchte, aber als Minister gäbe ich demjenigen hundert Millionen, der eine Frivolität mehr erfände, welche im Stande wäre, unsere Industrie und unsere Ausfuhren zu vermehren. Und nun schließe ich, indem ich Ihnen sage, daß ich, immer als Handelsminister, und im Einklange mit meinen Collegen, den andern Ministern, Sie nicht ermächtigen kann, im nämlichen Geiste und über den nämlichen Gegenstand ferner zu predigen."

Der Missionär machte dem Handelsminister eine Verbeugung, und bestieg die Kanzel nicht mehr.

Einen Monat darnach wurde der Minister abgesetzt.

Fortschritt in der Erziehung der Pariserinnen.

Unter der alten Regierung fand man unter hundert nicht eine Pariserin, welche schreiben konnte; sehr erklärbar; Erziehungshäuser, eine kaiserliche Einrichtung, gab es nicht, und nur die Töchter des Adels und der reichen Bürgerschaft gingen in's Kloster, worin sie nur eine bildungslose Erziehung erhielten. Nun kam die Revolution. Von da an nahm jede Familie, jeder Herd, an den öffentlichen Angelegenheiten persönlichen Antheil; das Lesen wurde eine Nothwendigkeit, eine Lebensbe-

dingung. Jedermann hatte nun ein Interesse dabei, zu wissen, ob der Feind Verdun oder Metz bedrohe, Jedermann fühlte das Bedürfniß, vor dem Bettgehen die Zeitungen zu lesen.

Das Kaiserreich und die schrecklichen Aushebungen pflanzten das Bedürfniß fort, durch die Stimme der Presse die verschlingenden Crisen des Augenblickes, die Kriegsereignisse, die Fortschritte der Eroberung zu erfahren. Welche Pariserin hatte sich nicht um das Schicksal eines Vaters, oder eines Bruders, oder eines Verlobten bei den Armeen von Italien oder Aegypten zu erkundigen? Die Bulletins der großen Armee haben zur Erziehung der Pariserinnen mehr beigetragen, als alle Bücher, worin die Philosophen und Menschenfreunde des achtzehnten Jahrhunderts ihnen den Unterricht empfehlen. Napoleon hat die Pariserinnen lesen gelehrt. Der Professor kam ihnen theuer zu stehen.

Wie weit dieser Fortschritt gediehen ist.

Diese schöne Bewegung dauerte unter der Restauration fort; die Pariserinnen lernten ziemlich sprachrichtig schreiben. Zwar haperte es bei ihnen noch mit dem Participium, mit dem Imperfectum des Conjunctivs, mit der Rechtschreibung gewisser Worte; aber sie wußten denn doch bei weitem mehr, als ihre Mütter, deren Liebesbriefe, heimlich in einem Winkel aufgestöbert, durch ihre große grammatikalische Naivetät Lächeln erregten.

Styl einer Pariserin im Jahre 1844.

Album der Tochter einer Hausmeisterin.

„Das Glück ist überall, sagt man. Ein wahrer Gedanke, ein falscher Ausdruck. Es ist im Herzen, das heißt: in einem Organe, das man überall trägt."

*

„Ich habe Byron und Paul de Kock gelesen; Paul de Kock werde ich nie wieder lesen, obgleich es mir leid thäte, ihn nicht gelesen zu haben. Sind es also die großen Schriftsteller, die man wieder lesen möchte?"

*

„Ich habe oft lachend hübschen und reichen Miethherrn, die mich weinend darum baten, die Hausthüre aufgeschlossen. Hätten sie an meiner Stelle sein mögen? Ich glaub's nicht. Hab' ich gewünscht, an ihrer Stelle zu sein? Vielleicht. Gibt es also unnütze Glückseligkeiten, und liebgewordene Widerwärtigkeiten?"

*

„Ich fühlte immer mein Herz pochen, wenn ich den Briefträger einen Brief auf meinen Tisch legen sah. Es ist eine unbedeutende Sache, aber es ist ein Geheimniß; und keines ist unbedeutend für ein Frauenzimmer."

*

„Ich möchte wohl wissen, warum ich Hausmeisterin bin, und warum nicht die Frau eines königlichen Prinzen auf meinem Platze hätte sein können?“

*

„Die Ermüdung ist nie im Leibe, sondern im Geiste. Bin ich in das erste Stockwerk hinaufgegangen, um dem Kammerdiener, der mir aufmacht, einen Brief zu übergeben, so bin ich schon müde; komme ich in das zweite oder dritte Stockwerk, um eine Visitenkarte oder ein Journal einzuhändigen, so bin ich zerschlagen; aber ich fühle keine Müdigkeit mehr, wenn ich in das siebente Stockwerk hinaufsteige, wo mich der junge Maler erwartet, dessen Aufträge ich morgens besorge. Ich liebe ihn nicht; aber er findet mich hübsch.“

*

„Vom Morgen bis zum Abende hör' ich unter meinem Fenster, welches mit der Straße fast gleiche Höhe hat, die Musik der Drehorgeln; ich gestehe, daß sie mich in eine wonnevolle Träumerei versetzt. Warum gehört es zum guten Geschmacke, sich über diese Instrumente lustig zu machen? Etwa deßwegen, weil sie uns Vergnügen ohne Schwierigkeit verschaffen? Ich bin geneigt es zu glauben, seitdem ich die Leute vor der Dame im Zwischenstocke entzückt werden sehe, wenn sie die Harfe spielt. Man hat mir versichert, daß eine Harfe drei tausend Franken koste, und daß man zehn Jahre lang lernen müsse, um sie auch nur mittelmäßig spielen zu können. Dieses Instrument ist abscheulich

anzuhören. Eine Harfe macht auf mich die Wirkung einer wassersüchtigen Guitarre. Kosteten die Harfen zehntausend Franken, und müßte man sich zwanzig Jahre lang üben, um sie spielen zu können, so würde man sie noch mehr rühmen. Ich habe also Recht. Man verachtet die Drehorgeln nur, weil man sich für zwei Sous das Vergnügen verschaffen kann, sie eine Stunde lang spielen zu hören.“

*

„Die Miethfrau im ersten Stockwerke erhält ihr Journal den Tag vorher; man glaubt also, daß sie die Neuigkeiten zwölf oder fünfzehn Stunden früher wisse, als der Advokat im zweiten Stockwerke, der das seinige erst am andern Morgen bekommt; der Schneider im vierten Stockwerke erhält das Siècle erst am folgenden Tage, und die Nähterin in der Dachstube, welche ihr Journal aus dem Lesekabinete in der Straße Coquenard entlehnt, liest es erst acht Tage nach seinem Erscheinen. Dennoch weiß Keine von den vier Miethpersonen früher als die andern, was in Paris vorgeht; oft ist sogar die Nähterin am ersten davon unterrichtet. Dienen also die Journale dazu, Sie von dem in Kenntniß zu setzen, was man schon weiß?“

*

„Ehemals wohnte ein Hausmeister ein wenig schlechter, als der Hund einer Meierei; jetzt haben wir in unserer Loge einen Teppich, zwei Pendeluhren zu vier=

hundert Franken, drei Gemälde von Roqueplan, Belloc und Verdier, Lehnstühle von Palissanderholz; die Mama geht nie zu Fuß aus. Noch einige Jahre, und man wird mit Wichtigkeit sagen: Er heirathet die Tochter eines Hausmeisters!"

*

„Ich frage mich, ob man in einer geringeren Stellung ist, weil man, anstatt mit einem Manne zu thun zu haben, der zu Ihnen sagt: „„Mein Herr, machen Sie mir eine Vollmacht,"" was das Geschäft eines Notars ist, mit irgend einem Höflichen zu thun hat, der zu Ihnen sagt: „„Machen Sie gefälligst auf!""

*

„Die Pariser-Polizei wird fast nur von Dienstboten besorgt; fast alle Dienstboten sind Diebe oder Spione. Die Aeltesten sind noch mehr Diebe und noch mehr Spione, das ist alles. Der Ehrlichste unter ihnen, Mann oder Weib, stiehlt der Herrschaft täglich wenigstens zehn Sous. Doch will ich die Dienstboten davon ausnehmen, welche ihre Herrschaften zwanzig Jahre lang ernährt haben — von der Frucht ihrer Ersparnisse."

*

„Gestern hab' ich zum ersten Male der Darstellung eines Trauerspieles beigewohnt. Gott, wie hab' ich gelacht! Ich erstickte, um nur in meiner Umgebung kein Scandal zu erregen. Man spielte Iphigenie in Aulis. Wie dieses arme Mädchen sich so kalt

abquälte, um zu beweisen, daß sie Achilles liebe, den Possierlichsten der Verliebten, einen Verliebten, der nur immer von sich spricht! Und diese Mutter, die davon redet, die eine Stunde lang davon redet, anstatt ihre Tochter am Arme zu fassen, und ihr zu sagen: „„Ich bin Deine Mutter, und man wird Dir kein Haar auf Deinem Haupte krümmen!““ Bedurfte ich des Zornes des Achilles, um sicher zu seyn, daß der Iphigenie nichts begegnen würde? War ihre Mutter nicht da? Man sagt, das Stück sei gut geschrieben. Es ginge nichts mehr ab, als daß es schlecht geschrieben wäre. Man hat mir die Schauspielerin sehr gerühmt, welche die Rolle der Iphigenie spielte.“

*

„Das Leben ist ein Traum, aber ein oft von dem Läuten des Herrn, der nach Mitternacht heimkommt, unterbrochener Traum.“

*

„Ich habe eine Bemerkung gemacht, weiß aber nicht, ob sie richtig ist: es werden keine Blonden mehr geboren; alle Welt ist braun.“

*

„Ich habe noch keinen Greis in Paris gesehen. Um wie viel Uhr gehen sie denn aus?“

*

„Eine gut conservirte Frau! Großer Gott! Wie sähe sie aus, wenn sie schlecht conservirt wäre?“

*

Ein anderes Muster des Styles einer Pariserin im Jahre 1844.

Styl der Pariserin in den Straßen Helder, Pinon, Lepelletier, Houssaie, Joubert.

Die Maitresse des Herrn Grafen von la Mi . . an die Maitresse des Herrn Marquis von D...

„Liebe Angebetete!

„Du möchtest wissen, was ich in meinem Zimmer und auf meinem langen Lehnstuhle mache, in welchem ich nach der Anordnung des Arztes liegen muß, will ich nicht meine Nachkommenschaft in der Person eines Herrn Louis, oder eines Fräuleins Marie, deren Geburt bevorsteht, vereitelt sehen. Ich denke an drei Dinge, die in dem Augenblicke, da ich Dir schreibe, nicht da sind. Natürlich an meinen lieben Grafen, der in Italien ist; an seinen Sohn oder an seine Tochter, die bis jetzt weder den Tag noch die Nacht erblickt haben, und an Dich, die Du noch, in Folge des letzten Balles, in tiefem Schlafe liegst. Julius ließ mir übrigens, als er abreisete, viele Angelegenheiten zurück, die ich zu ordnen habe, und ich muß an seinen Advokaten schreiben, an seinen Notar wegen der Verlassenschaft seines Onkels, an mehrere Deputirte, deren Besuche mir noch lästiger sind, als meine Correspondenz mit ihnen. Was sind das für wunderliche Leute, meine gute Freundin! Weil der Graf, ihr Freund, mir mo=

natlich zweitausend Franken giebt, bilden sie sich ein, ich müsse sie auch noch in den Kauf nehmen.

„Man muß es sehen, wie unverlegen sie von sich sprechen, mit welcher Dreistigkeit sie ihre Galanterien anbringen, mit welcher Unfehlbarkeit sie sich antragen... „„Halten Sie mich für Ihre Frau Gemahlin?““ sagte ich einem von ihnen, der sich alles erlaubt wähnte, weil ich ihm die Befugniß zugestanden, die Spitze meines Fußes zu küssen, so oft er in der Kammer der Deputirten nicht würde gesprochen haben.

„Glaubst Du, daß das famose Gesetz dießmal durchgehen wird? Marianne hat um ein Mittagsmahl mit mir gewettet. Ich sage, daß es nicht durchgehen wird, sie behauptet das Gegentheil. Was meinst Du, liebe Freundin? Kannst Du glauben, daß Leute, welche nicht geradezu Kleiderhändler, Glasscherbenhändler sind, einer so erhabenen Albernheit beistimmen? Dieß kommt mir gerade so vor, als wollte ich von meinem lieben Grafen, außer meiner Civilliste von monatlich zweitausend Franken, die er mir giebt, noch eine Dotation von zehn Sous für die chemischen Schwefelhölzer verlangen, die ich verbrauche.

„Du hast versprochen, mich in der Tracht der Zigeunerin von Paris zu besuchen, welche Du Dir eigens zum jüngsten großen Ball im Opernhause machen ließest. Komm nur; ich werde Dir dagegen das Wickelzeug meines künftigen Harlekins oder meiner künftigen Pierrette weisen. Uebrigens konnte Dir Dein

Marquis sagen, daß er mich kürzlich mit Merken von Nachtjäckchen für Kinder beschäftiget fand.

„Sei nicht eifersüchtig, aber er ist allerliebst, Dein Marquis. Siehst Du, gute Freundin, man muß hiewegen immer wieder auf diese Leute zurückkommen hinsichtlich der Auszeichnung, wie man immer wieder auf uns zurückkommen muß in Betreff der Liebe. Es kostet viel, sie anzuziehen, und es kostet viel, uns festzuhalten.

Wie unterhaltend sie sind! Wie einfach! Wie zeigen sie Witz, Geschmack, so ungezwungen, ohne zu gemeinen Spässen herabzusinken, ohne die Anmassenden zu spielen!"

„Hast Du im vorigen Monate etwas in die Sparkasse getragen? Nun, lüge mich nicht an! Du hast nichts hingetragen. Das ist schlimm. Ich werde bei Deinem Marqis auf zwei hundert Franken Beschlag legen, damit ich Dir im nächsten Monate nicht den nämlichen Vorwurf zu machen brauche. Siehst Du, Gute, ich werde den Maire meines Bezirkes in die Sparkasse legen. Du weißt, daß die Fonds vorgestern gestiegen sind. Ich gewinne sechs tausend Franken, sechs Liebschaften zu tausend Franken, welche ich auf den Kopf desjenigen anlegen werde, dessen Kopf ich vielleicht noch nicht ausgebildet habe. Platz, meine Liebe, Platz! Wir nehmen zu, und Zunehmen heißt Altwerden, hat der geistvolle Bequet gesagt.

„Kennst Du die neuesten Verse von Théophile Gautier?

Verschaffe sie Dir; sie sind göttlich. Welch ein herrlicher Dichter! . . . Welch ein Leben in einem dreimonatlichen Concubinate mit geistvollen Leuten, die man liebt! Welche Aspasia könnte ich vorstellen!

„Lebe wohl, Dritttheil meiner Seele! Ich kann nicht mehr sagen „„Hälfte““. Ein Dritttheil gehört Jenem, der in Italien ist; ein zweites Dritttheil Jenem oder Jener, auf dem oder auf der meine Hand ruht; das dritte Dritttheil ist Dein. Nichts für mich, weil ich durch Euch Drei lebe.

Deine Beenice.“

Vorletztes Stylmuster, und ein wenig von den Sitten einer Pariserin im Jahre 1844.

Eine rechtschaffene Frau an eine rechtschaffene Frau.

„Liebe Anaïs!

„Mein Bär ist verreiset; wir können uns also ungehindert unterhalten. Gott sey gelobt, ich bin frei. Um das Maß meines Glückes voll zu machen, sind meine Gendarmen von Töchtern heute früh in die Erziehungs-Anstalt gekommen. Wisse, daß es nicht immer lustig ist, überall, wo man geht, zwei große Geburts-Urkunden an der Seite zu haben, welche die Aeußerungen veranlassen: „„Ja, die Mama kann dreißig bis fünf und dreißig Jahre zählen.““ — „„Ich sage Dir,““ fügt irgend eine liebevolle Seele bei, „„daß sie sieben und dreißig auf dem Rücken hat. Rechne nur nach! Sie

hat mit vier und zwanzig Jahren geheirathet . . .““ Um allen diesen Meuchelmorden kurzweg ein Ende zu machen, hab' ich die beiden Fräulein in's Kloster gestellt. So ist doch wieder ein Jahr gewonnen.

„Der erste Gebrauch, den ich von meiner Freiheit machen will, ist: jenen Roman zu lesen, von dem man seit sechs Monaten so viel spricht. Dadurch, daß mein Mann zu mir sagte: „„Ich verbiete Dir, ihn zu lesen; er ist dumm, er ist unmoralisch,““ hat er eine außerordentliche Lust in mir erregt, ihn zu kennen. Es ist die Geschichte, sagt man, von einer jungen Frau, welche entführt, und mitten in der Nacht in ein kleines Landhaus gebracht wurde; man sagt, sie sey interessant, verliebt, bisweilen unanständig . . . man hat mir versichert, es seyen viele Punkte darin. Ich bin ganz vernarrt in Bücher, worin man viele Punkte findet. Ich träume, ich rege mich auf, ich begeistere mich, wenn ich deren sehe . . . Nun aber will ich ihn endlich lesen, diesen berühmten Roman. Ich werde es Dir sagen, ob viele Punkte darin sind.

„Dießmal oder niemals werden wir die Boulevards-Stücke können geben sehen, eine weitere Antipathie meines Bären.

„Nimm eine Loge für morgen, ich bitte Dich. Sehen wir miteinander die Zigeuner von Paris. Ich habe in meinem Journal die Beurtheilung dieses Stückes gelesen. Es scheint, meine Liebe, daß es voll Diebe, Galeerensclaven und Menschen ist, welche andere

durch Fallthüren verschwinden machen. Suche eine Vorderloge zu bekommen.

„Du hast mich kürzlich in einem Anfalle übler Laune gefragt, worin, nach meiner Meinung, das Glück auf Erden bestehe. Ich habe Dich verstanden, liebe Anaïs: das Glück besteht sehr oft weniger darin, zu besitzen, was man nicht hat, als aufzuhören, zu haben, was man besitzt. Dein Glück wäre vielleicht, o Elend! Wittwe zu seyn. Ich sage nicht, daß Du den Tod Deines Mannes wünschest; dieß ist eben so wenig Dein Wunsch, als der meinige, obwohl unsere Lagen viel Aehnliches haben; aber wir sehen Beide das Glück ein, frei zu seyn, mit der Erfahrung, die wir erworben haben.

„Gott, wie kann man so aus voller Brust athmen, wenn man die Kerker ehelicher Gemeinschaft verläßt, um in das Paradies des Wittwenstandes einzugehen! Wittwe! Wittwe! Doch man geht, wohin man will, doch man sieht, wen man will, doch man geht aus, wann man will, doch man geht heim, wann man will! Nicht wahr, liebe Anaïs, dieß ist für eine Frau jene sociale Stellung, die sie mit Recht das Glück nennen kann?

„Geduld, gute Freundin, laß uns inzwischen jedes Vergnügen genießen, welches uns die Abwesenheit meines Mannes, eines im Grunde vortrefflichen Mannes, über den ich mich nicht beklagen kann, und die Krankheit des Deinigen, die, wie mich dünkt, ziemlich lange

dauert, zu genießen gestattet. Sag' ihm tausend freundliche Grüße von mir!

„Lebe wohl! Schnell diesen Roman, und die Theaterloge!

„Deine treue

Julie Vol......“

Letztes Muster des Styles einer Pariserin im Jahre 1844.

Memoiren einer jungen und rechtschaffenen, an einen Farbenhändler in der Straße Verrerie verheiratheten Frau.

„Ich bin seit dem 20. Januar 1844 verheirathet, das heißt, seit ungefähr vierzehn Tagen. Mein Gott, was für einen Wechsel meiner Ideen hat diese kleine, entschwundene Zeit hervorgebracht! Wer hat unrecht, ich oder der Ehestand? Ich weiß es nicht. — Hier meine Erlebnisse; gebe der Himmel, daß ich nicht gestört werde, indem ich sie niederschreibe, um mich eines Tages mit Unparteilichkeit beurtheilen zu können!

„Der Ehestand, hatten mir meine guten Freundinnen in der Erziehungsanstalt gesagt, ist die Verwirklichung unserer schönsten dichterischen Träume. Die zarten Bebungen, die uns bei dem Anblicke eines jungen Mannes durchschauern; die innere Unruhe bei der Wiederkehr des Frühlings, bei dem Aufgange des Mondes hinter den Akazien; das unerklärbare Bedürfniß, zu weinen, sagten sie mir auch, enträthsele sich durch

das Heirathen. Die Seele hat das Wort des Räthsels errathen. Und ich verließ die Erziehungsanstalt.

„Ich dachte mir, ohne völlig so romanhaft zu seyn, wie meine jungen Gefährtinnen: „„Es ist nicht möglich, daß meine Eltern mich zehn Jahre lang im Institute erziehen, mich italienisch, deutsch, englisch, Musik, Singen, Zeichnen, Malen, Literatur, Tanzen lehren ließen, um mich an einen Mann zu verheirathen, der die Künste nicht lieben sollte.""

„Am folgenden Tage meines Austrittes aus dem Institute, sagte meine Mutter zu mir: „„Du heirathest einen reichen Farbenhändler in der Straße Verrerie."" Meine erste Frage war: „„Versteht er Musik?"" — „„Ich sage Dir, daß er ein Farbenhändler ist,"" erwiederte meine Mutter. . . . .

„Acht Tage darnach führte man mich zur Mairie und in die Kirche. . . . .

„Ich unterbreche meinen Aufsatz, um einem Correspondenten meines Mannes zu antworten, der Folgendes von mir verlangt:

„Hundert Kilogramme Beinschwärze.

„Ein großes Faß Grünspan.

„Zwei Fässer Leim.

„Zwanzig Kilogramme Soda.

„Zwei Packete Teufelsdreck.

„Nachdem ich mir die Hände zwanzigmal ohne Erfolg gewaschen habe, fahre ich wieder in meinen Memoiren fort.

„Gott! welche traurige Sache hab' ich zu schreiben! . . . Als er in's Bett ging, zog er wollene Strümpfe an, und setzte eine baumwollene Mütze auf.

„Ich werde mich daran gewöhnen . . .

„„Mein Lieber,““ sagte ich vor acht Tagen zu ihm, „„wirst Du mir ein Piano kaufen?““

„„Wozu?““ fragte er mich. „„Was kostet das?““

„„Zwölfhundert Franken.““

„„Zwölfhundert Franken!““ rief er aus. „„Mit diesem Gelde kaufe ich lieber Wallfischthran, und spekulire auf das Steigen. Uebrigens spielt eine verheirathete Frau nicht Clavier.““

„Ich werde mich dareinfügen.“

„Wieder eine Unterbrechung; mein Mann tritt ein

. . . .

„Ich fahre fort.“

„„Was muß ich sehen! . . . Was liesest Du da?““ sagte er launisch zu mir; „„liest man in einem Magazine? Hier giebt es immer etwas zu thun. Kleb Waarenzettel auf, mach Packete, miß, wäge!““

„Alles ist geschehen, mein Freund,“ antwortete ich.

„„Was ist dieß für ein Buch?“

„The poems of Ossian, The Son of Fingal. *)“

„„Du kannst also englisch?““

„Ja, mein Freund!“

---

*) Die Gedichte Ossians, des Sohnes Fingals.

D. Ueb.

„„Aber Du kannst doch alles!““

„Spöttisch lächelnd wendete er mir den Rücken. Ich werde mich darein ergeben.

„Gewohnheit, Unterwerfung, Ergebung, dieß sind, ich weiß es, die drei Grazien, die drei theologischen Tugenden des Ehestandes.

„Es wird mir gewiß noch gelingen, meine Pflicht so gut zu erfüllen, daß ich meinem Manne gefallen werde; aber ich frage mich, warum man die jungen Mädchen so viele Sachen lehrt, die nur dazu dienen, ihnen späterhin Reue einzuflößen, sie gelernt zu haben, oder warum man sie nicht eigens zu künftigen Frauen von Farbenhändlern, Gewürzkrämern, Wechselagenten, u. s. w. erzieht.

Betrachtung des Verfassers.

Nach einem Jahre werden wir dem Leser sagen, ob die Frau des Farbenhändlers in der Straße Verrerie es auf den Grad der Ergebung gebracht hat, welchen sie wünschte, um von ihrem Manne geliebt zu werden.

Sprechen wir von der Leichtigkeit der Pariserin.

Ich habe irgendwo gesagt, daß das französische Volk, das leichteste auf Erden, nach seiner eigenen und anderer Nationen Aussage, die Guillotine, das Rad, den alexandrinischen Vers, das epische Gedicht, das classische Trauerspiel, den Reifrock, gesottenes Rindfleisch, das Fuhrmannspferd, und alles, was es Hirnrissigstes

auf der Welt giebt, erfunden hatte. Dieses nämliche französische Volk hat die Meinung aufkommen lassen, daß die Pariserin die Leichtigkeit der Schwalbe, und die Zartheit eines Duftes habe.

Die Pariserin ist tanzend sehr leicht, das ist wahr; aber sie tanzt nicht immer. Wenn sie liebt, zum Beispiel, löset sie sich nicht in jedem Augenblicke in Duft von Weihrauch oder Myrrhen auf. Sie ist ernst, wie die Liebe, wenn die Liebe sie fesselt und beherrscht; dann ist weder die Spanierin mit dem braunen Teint, noch die Italienerin mit dem Pappendeckeldolche mit ihr zu vergleichen.

Wie sind Pariserinnen nach Aegypten, Italien, Rußland, jenen Schaaren von Offizieren gefolgt, denen sie ihre Herzen auf irgend einem ländlichen Balle geschenkt haben, zur Zeit des Consulats oder des Kaiserreiches! Weder der Sand der Wüste, noch das Eis der Berezina, haben sie auf dem Pfade ihrer Hingebung aufgehalten. Sie haben das Gewehr geputzt, die Wäsche gewaschen, die Wunde verbunden, die Suppe gesalzen, den Marsch ihrer heldenmüthigen Gatten erheitert. Es giebt keinen Punkt der Erde, wo man nicht die Pariserin findet, sei's als Putzarbeiterin, Limonadeverkäuferin, Besitzerin eines möblirten Hôtels. Ich bin überzeugt, daß sie bereits in China etablirt ist, wohnend zu Hong-Kong mit dem Aushängschilde:

„Zum Glöckner von Saint Paul.
Madame Duhamel,
Modewaarenhändlerin
von Paris.
verkauft Parfümerie, Glaçéhandschuhe, feine Hemden, Bürstenwaaren, und andere Toilettengegenstände zum Gebrauche der Tartaren, Sifanen und Mandschu."

Und überall benimmt sie sich mit dieser besondern Anmuth, verschwendet jenen bezaubernden Ton, jene einladende Manieren, womit es ihr gelänge, etwas für tausend Franken zu verkaufen, was drei Sous werth ist.

Noch ein Wort über diesen Leichtsinn und was wir ihm verdanken.

In der Regel glauben die Kinder, daß die Stockfische in der trockenen, zähen und abgeplatteten Gestalt, in welcher sie dieselben auf der Fleischbank der Specereihändler sehen, auf dem Grunde des Meeres schwimmen: Viele unserer ehrenwerthen Landsmänner sind hinsichtlich der socialen Beobachtung in dem nämlichen Wahne. Unsere Litteratur, die sie, ohne Zweifel aus Leichtsinn, über, weit über andere Litteraturen stellen, scheint ihnen ein sich von selbst verstehendes, einfaches Naturerzeugniß des französischen Bodens. Wollte man ihnen glauben, so hätte ein so berühmtes Volk, wie das unserige, nicht das Recht, in der Litteratur nicht groß zu seyn. Ohne aufzuhören, geistvoll und Fran-

zosen zu seyn, suchen wir vernünftig zu seyn; wollen Sie?

Wer hätte wohl vor Racine, Molière, Marivaux, Beaumarchais, Le Sage und von Balzac, so groß vielleicht, als sie alle, es für möglich gehalten, daß von Balzac, Le Sage, Beaumarchais, Marivaux, Molière und Racine, jener in seinem bewunderungswürdigen Romanen, die andern in ihren schönen Lust- und Trauerspielen, eine so reiche Fülle von Frauen schildern könnten? Wer hat ihnen den Stoff gegeben, so viele Portraite zu zeichnen, so viele Charaktere zu zergliedern, so viele zarte, lebendige, originelle, einfache, zusammengesetzte Gefühle, spitzfindig bis zum Seltsamen, tief bis zum Schmerze?

Wer hat ihnen denn jene zwischen die vier Wände eines Salons eingeschlossenen Familiendramen geoffenbaret, und jene Kämpfe des Herzens mit dem Herzen, jene Schauspiele der Seele, worin sie sich nackt zeigt, die ganze Geschichte der Menschheit, deren Blätter durch Lachen zerknittert, oder von Thränen befleckt sind? Nicht wahr, die Frau par excellence, die Pariserin?

Sie haben nicht erfunden; man erfindet nur die Lüge; sie haben nachgebildet: und die Sitten, die Physiognomie, der Geschmack, die Launen der Pariserfrau sind es, die sie zum Vorbilde genommen. Man wendet sich an den Baum, um die Früchte zu bekommen. Esther, Junie, Berenice, Iphigenie, Phädra selbst, Celimene, Dorine und alle diese Frauen, entsprungen dem

reichen Geiste Moliere's, und dem nicht minder reichen von Balzac's, sind geboren, haben gelebt, geherrscht in Paris, die einen am Hofe Ludwigs XIV., die andern im Hôtel Rambouillet, auf der Place-Royale und in der Straße Tournelles, in der Vorstadt Saint-Germain.

Ohne die Pariserfrau wäre also die französische Litteratur eben so null, wie es die griechische Litteratur ohne Helena und Clytemnestra seyn würde.

Ich empfehle diese Beobachtung den Kritikern von Profession, die so reich an Gedanken, Geschmack, und besonders an Styl sind.

Ist die Pariserin schön? Wie ist sie schön? Ist sie es lange?

Man antwortet durch ein Feenmährchen.

Die blaue Fee.

Eines Tages schwebte die blaue Fee auf die Erde herab, in der höflichen Absicht, an alle Mädchen, die Bewohnerinnen der verschiedenen Länder, die Schätze ihrer Gunst zu vertheilen, die sie bei sich trug.

Ihr amarantfarbiger Zwerg blies das Horn, und sogleich erschien eine junge Frau von jeder Nation am Fuße des Thrones der blauen Fee. Diese Einheiten bildeten, wie man sich vorstellen kann, zuletzt eine ziemlich ansehnliche Menge. Dieß geschah lange vor der Revolution im Juli 1830.

Die gute blaue Fee sagte zu ihren Freundinnen: „Ich wünsche, daß Keine von Euch über das Geschenk

sich zu beklagen habe, das ich ihr machen will. Es liegt nicht in meiner Macht, Jeder von Euch das Nämliche zu geben; würde aber eine solche Gleichförmigkeit in meiner Freigebigkeit ihr nicht alles Verdienst nehmen?" Da die Zeit für die Feen kostbar ist, so sprechen sie wenig. Die blaue Fee unterbrach da ihre Rede, und begann mit der Vertheilung ihrer Geschenke. Niemand schien damit unzufrieden.

Sie gab der jungen Frau, der Vertreterin aller Castilianerinnen, so schwarze und lange Haare, daß sie sich eine Mantille daraus machen konnte.

Der Italienerin gab sie lebhafte und so glühende Augen, wie ein Ausbruch des Vesuv mitten in der Nacht.

Der Türkin, eine Wohlbeleibtheit, rund wie der Mond, und weich, wie Eiderdunen.

Der Engländerin, ein Nordlicht, um sich Wangen, Lippen und Schultern zu färben.

Einer Deutschen, Zähne, wie sie sie selbst hatte, und, was nicht werthvoller ist, als schöne Zähne, jedoch auch seinen Werth hat, ein gefühlvolles und ganz zur Liebe geschaffenes Herz.

Einer Russin das vornehme Aussehen einer Königin.

Dann, um zu den Einzelnheiten überzugehen, hauchte sie den Frohsinn auf die Lippen einer Neapolitanerin, den Witz in den Kopf einer Irländerin, den gesunden Menschenverstand in das Herz einer Flamänderin, und als sie nichts mehr zu verschenken hatte, erhob sie sich, um wieder zu entschweben.

„Und ich?" fragte sie die Pariserin, und hielt sie an den wehenden Säumen ihrer blauen Tunica zurück.

„Ich hatte Dich vergessen!"

„Gänzlich vergessen, Madame."

„Du warest zu nahe bei mir, und ich habe Dich nicht gesehen. Aber was kann ich jetzt thun? Der Gabensack ist leer."

Die Fee dachte einen Augenblick nach; dann rief sie durch einen Wink alle ihre reizenden Beschenkten zurück, und sagte zu ihnen: „Ihr seyd gut, weil Ihr schön seid. Es geziemt Euch, ein schweres Unrecht von meiner Seite wieder gut zu machen: bei der Vertheilung hab' ich Eure Schwester aus Paris vergessen. Möge denn jede von Euch, ich bitte darum, einen Theil des von mir erhaltenen Geschenkes unserer Pariserin überlassen. Ihr werdet wenig verlieren und viel gut machen."

Wie könnte man einer Fee etwas versagen, besonders der blauen Fee?

Mit jener Anmuth, welche stets glücklichen Leuten eigen ist, näherten sich diese Damen der Pariserin, und spendeten ihr im Vorübergehen: die eine ein wenig von ihren schönen schwarzen Haaren, die andere ein wenig vom Rosa ihres Teints; jene einige Strahlen des Frohsinns, diese, was sie von ihrer Empfindsamkeit entbehren konnte, und so geschah es, daß die Pariserin, anfangs sehr arm, sehr unbekannt, sehr übertroffen, durch diese Theilung plötzlich weit reicher, und weit

besser ausgestattet war, als irgend eine ihrer Gefährtinnen.

Die blaue Fee war bereits lächelnd zum Himmel zurückgekehrt.

Dieß beweiset . . . . . Ich habe nichts zu beweisen.

Sagen wir nun, ob die Pariserin lange schön ist.

Wenn die Erklärung, welche wir von der Schönheit der Pariserin gegeben haben, nicht irrig ist; wenn die Dichtung von der blauen Fee einen wahren Sinn verbirgt, so könnte diese, so ziemlich einer reichen Mosaik ähnliche Schönheit, mit einem Schlage nicht zu Grunde gehen.

Die zu einfache Schönheit der Spanierin, die zu gebieterische Schönheit der Italienerin, haben, zum Beispiel, nicht ein schonendes Ende, ein sanftes Vergehen, ein ruhiges Erlöschen. Eine Krankheit nimmt die stolze, die schöne Frau mit, und läßt eine Hexe da; und dieses traurige Geschick stellt sich in heißen Ländern immer frühzeitig ein.

Die Pariserin triumphirt geradezu über die Krankheit, über das Alter, über alle möglichen Gebrechen, und der Tod holt sie fast nur, wenn sie so alt ist, wie eine Logenschließerin. Verliert sie ihre anmuthige Körperfülle, so bleiben ihr ihre Haare; verliert sie ihre Haare, so tröstet sie sich mit ihren Zähnen; verliert sie

ihre Zähne, so bleiben ihr ihre Augen, diese lange Zeit feinen und spottenden Bewahrspiegel alles dessen, was sie gesehen haben; erlischt der Glanz ihrer Augen, so bleibt ihr noch ihr Lächeln, das so vieles in seinen Fältchen verbirgt; hat sie endlich alles verloren, so bleibt ihr noch ihr Geist; in diesen versenkt sie sich ganz, und verjünget sich so.

Der Geist einer Pariserin und dessen Unsterblichkeit.

Ich will nicht sagen, in welchem Alter eine Pariserin alt ist: eine Wahrheit ist schon an und für sich eine so traurige Sache, daß man sich hüten muß, sie beleidigend zu machen; aber sobald eine Pariserin die Nachsicht hat, sich für alt zu halten, erobert sie alsogleich eine Jugend, die nicht mehr vergeht. Welch' ein unerschöpflicher Schatz ist ihr Gedächtniß! Welches Buch sind ihre Erinnerungen! Welche Tiefe in ihren Rathschlägen! Welche Festigkeit! Welche Beharrlichkeit in ihren Zuneigungen! Welche Wegweiserin im Leben!

Jeder Staatsmann, jeder Philosoph, jeder Künstler, jeder Dichter, kurz jeder Mann, der nicht einige Jahre im vertraulichen Verkehr mit alten Pariserfrauen verlebt hat, hat seine Erziehung für die Welt verfehlt. Sein ganzes Leben hindurch wird er dieses Unrecht, man könnte sagen dieses Unglück, bereuen.

Durchgehen Sie die Memoiren berühmter Männer vergangener Zeiten; fragen Sie die Erinnerungen der-

jenigen, welche heute den ersten Rang in der öffentlichen Meinung einnehmen; alle, wenn sie aufrichtig sind, werden Ihnen sagen, daß sie es großen Theils dem Umgange mit alten Pariserfrauen verdanken, daß sie etwas Großes im Leben thun, und vorzüglich ungeheuere Fehler und Thorheiten vermeiden konnten.

Das Geheimniß ihrer außerordentlichen Ueberlegenheit erklärt sich: in das Alter übergehend, bewahren sie das Zartgefühl der Frau, und erlangen den gesunden Menschenverstand des Mannes. Wie jener Wein, von welchem Homer spricht, werden sie Honig durch die Kraft der Jahre. Der Vernunft lebend, sind sie für die Leidenschaften todt. Man täuscht sie nicht. Wie sollte man sie täuschen? Es giebt bei ihnen nichts mehr zu erschmeicheln.

Wenn man aufgehört haben wird, Schwachköpfen Statuen zu errichten, wird man vielleicht daran denken, eine solche, ein herrliches Vorbild der Vernunft, der modernen Weisheit, zu errichten, vorstellend eine alte Pariserfrau, mit der einen Hand einen Greis stützend, die andere einem jungen Manne reichend, der so eben im Begriffe ist, in das Leben zu treten.

Schlußfolgerung.

Eine Pariserin ist eine anbetungswürdige Geliebte, eine fast unmögliche Gattin, eine vollkommene Freundin.

Ende.

Sie stirbt in der Religion, an welche sie niemals gedacht hat.

Léon Gozlan.

Flämmchen und Baptist.

Unterredung und Berathschlagung.

I.

Flämmchen war ein aufrichtiger Teufel, und übrigens nicht geneigt, sich etwas auf seine eigene Person einzubilden; er gewann bald die Ueberzeugung, daß seine Mission nicht so leicht zu erfüllen sei, wie er gedacht hatte. Das Wenige, was er gesehen und gehört, belehrte ihn, daß er, obwohl vordem Satans geheimer Sekretär und der Geheimnisse der Unterwelt kundigster Teufel, in allen Verhältnissen unserer Welt noch ein gewaltiger Neuling sei.

Daher fühlte er sich, nach der ersten Betrachtung von Paris mit der unverbrüchlichen Neugier eines unter seinem Vergrößerungsglase irgend ein Gewimmel beäugelnden Insektenkenners, bald von dem Sonderbaren des Schauspieles angezogen, das sich seinen Blicken darbot. In diesen scheinbar so ungeordneten Bewegungen, fand er ein gewisses Ebenmaß, und in diesem an=

fangs so verwirrten Getöse, Stimmen und Gespräche denen es nicht völlig an Sinn und Harmonie fehlte. Der Schauplatz war nicht groß geworden, aber die Schauspieler, das Stück, hatten vernünftige Verhältnisse angenommen. Ein Mathematiker bewies ihm durch a + b, daß das Unendliche überall und in Allem ist, in der Einheit wie in der Zahl, daß eins so vollkommen ist wie hunderttausend, und daß die Erde folglich, wenn auch nicht so groß, doch der Aufmerksamkeit des Beobachters eben so würdig erscheint, als jeder andere beträchtlichere Theil des Weltalls, — was zu der vielleicht vernünftigen Ansicht führt, daß eine Milbe so viel werth ist, als ein Elephant; — und Flämmchen hatte ohne Widerrede jene Theorie des Unendlichen gefunden. Ein Metaphysiker legte ihm den Beweis vor, daß die größten Dinge in den kleinsten enthalten seien, maxima in minimis; und ein Parisertaugenichts beantwortete seine wahrscheinlich allzutreuherzige Frage, mit der sehr kaltblütigen Erkundigung: ob er von seinem Dorfe komme?

Kurz, Flämmchen war zu dem aufrichtigen Geständnisse gekommen, — wieder eine Treuherzigkeit — daß er noch alles zu lernen habe, um etwas kritisiren zu können.

II.

Sein Entschluß war bald gefaßt.

„Ich werde es lernen," sagte er, „wär's auch auf meine Kosten."

Und Flämmchen, der Unerschrockene, begann muthig, nicht mit dem Schwersten, aber sicher mit dem Gefährlichsten, da er, wie gesagt, gleich anfangs verliebt geworden war.

Amor, liebe Madame, ist ein Lehrer, der Niemanden durch die Finger sieht.

III.

Eine Berathschlagung.

Das Lesen der wahrhaften und geistvollen Urkunde, die man so eben unter dem Titel: „Was eine Pariserin ist," gelesen hat, verwirrte dergestalt alle Ideen, die der verliebte Flämmchen von den Frauen im Allgemeinen, und von der Pariserin insbesondere sich gemacht hatte, und stürzte ihn in solche Verlegenheiten, daß er um jeden Preis sich heraushelfen wollte.

„Baptist," fragte er, der Sache überdrüssig, seinen Kammerdiener, „antworte mir: was denkst Du von den Frauen?"

„Aber, mein Herr . . ." sagte Baptist mit der Miene eines unvermuthet Gefragten.

„Sprich immerhin," erwiederte Flämmchen; „was denkst Du von den Frauen?"

„Ei, mein Herr," erwiederte endlich Baptist, — „je nachdem."

Und es war unmöglich, aus dem Munde des klugen Baptist ein Wort mehr zu erhalten.

„In der That," dachte Flämmchen, „der Bursche hat Recht, und seine Antwort ist einer andern werth.

„Baptist, ich habe keine Cigarren mehr," sagte Flämmchen.

IV.

Entschiedene Meinung des Baptist von den Frauen.

Baptist, der einen Augenblick hinausgegangen war, um Cigarren zu holen, kehrte eben zurück.

„Zum Teufel!" fuhr Flämmchen wieder fort, dem es nachgerade beifiel, daß die Antwort seines Kammerdieners etwas zu wünschen übrig lasse, „zum Teufel! Baptist, Du mußt ein hübscher Bursche gewesen sein; es ist unmöglich, daß Du auf meine Frage keine bessere Antwort solltest geben können, als die beiden Worte, die Du so eben herausgepreßt hast."

Und als Baptist, um nicht zu antworten: „je nachdem," gar nichts antwortete, sagte Flämmchen:

„Du bist denn doch verliebt gewesen!"

„Ich bin so jung gewesen! . . ." erwiederte Baptist.

„Ei was!" versetzte Flämmchen, „sollte es Dich reuen, geliebt zu haben?"

Baptist zögerte einen Augenblick.

„Es ist ein Unterschied zwischen Frau und Frau," sagte er endlich.

„Wie zwischen Reisbündel und Reisbündel," ent-

gegnete Flämmchen lachend, den der bündige Ausdruck Baptist's in gute Laune versetzte.

Als Baptist, welcher ehrerbietig die Augen niedergeschlagen, während sein Herr ihn fragte, ja sie sogar völlig geschlossen hatte, ohne Zweifel, um sich auf seine Antwort besser vorzubereiten, ihn lachen hörte, und die Ursache einer so plötzlichen Heiterkeit nicht begriff, wagte er es sodann, den Kopf zu erheben, um den Grund davon zu erfahren. Allein Baptist erblickte nichts, als den leeren Armstuhl Flämmchens.

Flämmchen war verschwunden.

V.

Ein Anderer als Baptist wäre ob diesem unglaublichen Verschwinden bestürzt worden; denn die Thüre war nicht offen, jedes Fenster immer zugemacht, und die Wohnung Flämmchens im Hôtel des Princes, wo er abgestiegen, stets in dem Rufe geblieben, vollkommen geschlossen zu sein; ein Anderer hätte unter den Tischen, unter dem Bette, hinter den Vorhängen, kurz überall gesucht, wo nur immer wahrscheinlicherweise ein Gesandter sich in der Absicht versteckt haben konnte, seinem Kammerdiener eine Ueberraschung zu bereiten. Aber Baptist war ein zu bescheidener Diener, um sich jemals darüber zu beunruhigen, was sein Herr that, oder um seine Handlungen zu prüfen. Er begnügte sich damit, den Armstuhl wieder in eine Ecke des Salons zu stellen, das Schreibpult zu schließen, die Papiere zu ord-

nen, — und in das Zimmer der Dienerschaft zu gehen.

Am andern Tage war Flämmchen nicht erschienen. Ein Anderer als Baptist hätte vielleicht gedacht: „Wo muß denn der Herr hin sein!“ aber Baptist, ein Deutscher, und zudem ein Preuße, dachte sich gar nichts, und wartete.

Man sieht, daß Baptist durchaus kein Schwätzer war, da er, wider die Gewohnheit der Leute, die wenig sprechen, nicht einmal mit sich selbst plauderte, wenn er allein war.

Gegen zehn Uhr Morgens brachte ein Diener Baptist einen Brief. Dieser Brief war von Flämmchen.

Flämmchens Brief an Baptist.

„Mein guter Junge,“ schrieb ihm Flämmchen, „ich werde sobald als möglich wieder kommen. Bis zu meiner Rückkehr, die schnell und nicht schnell sein kann, und so lange meine Abwesenheit dauert, wirst Du mein Geschäftsträger sein, — das heißt, Du wirst einmal wöchentlich, an jedem Montage, mein Schreibpult öffnen, und mit geschlossenen Augen aus der mittlern Schublade eines der darin befindlichen Manuscripte nehmen, ein Packet daraus machen, dieses sorgfältig versiegeln, und es — durch die Post — dem Teufel, meinem Herrn, senden, und die Briefe beilegen, welche ich Dir vielleicht unter seiner Adresse zuschicken dürfte.

„Du bist folglich, mein lieber Baptist, einstweiliger Gesandter; das ist die allermindeste Sache, wie Du siehst; erschrick also nicht, sondern sei pünktlich; Du hast es mit einem Herrn zu thun, der sich auf's Warten nicht versteht.

„N. B. — Laß Dir nicht einfallen, unter den Manuscripten, welche Du sehen wirst, zu wählen; nimm auf's Gerathewohl! — Gerecht und unparteiisch ist nur — der Zufall!

„Flämmchen.

„Post-Scriptum. — Wenn Du Geld brauchest, wirst Du es in Deiner Tasche finden."

Viele Leute an Baptist's Platze, ohne bloß von Kammerdienern zu sprechen, hätten ohne Zögern gesagt: „Ich brauche Geld." Aber die Ruhe dieses ehrlichen Dieners verläugnete sich nicht in dieser Lage, und obwohl er Flämmchen erst seit einigen Tagen diente, dachte er doch nicht daran, von der Ermächtigung seines Herrn Gebrauch zu machen.

Er las den Brief mit großer Aufmerksamkeit, legte ihn dann schweigend zusammen, und alles war abgethan.

Besaß auch Baptist wenig Gesprächigkeit, so war er dagegen doch ein pünktlicher und ordentlicher Junge; daher unterließ er es auch nicht ein einziges Mal, den erhaltenen Auftrag in allen seinen Punkten zu vollziehen, und ohne zu wählen, am bestimmten Tage, aus

der geheimnißvollen Schublade, irgend ein Manuscript zu ziehen.

Mittelst dieser immer wohlgefüllten Schublade, und des Eifers Baptist's, blieb Satans Neugierde nicht einen Augenblick unbefriedigt. Dieser große Monarch wurde bald von einer so großen Vorliebe zu diesen Botschaften durchdrungen, die ihm von der Erde zukamen, daß der Tag ihrer Ankunft für ihn ein Festtag war.

An solchen Tagen versammelte er seinen Hof. Die Vignetten gingen zuerst von Hand zu Hand, wornach ein Teufel — vermuthlich der am wenigsten heisere — mit lauter Stimme vorlas, was sich eben ereignet hatte.

Was machte Flämmchen? Was ist aus ihm geworden? Ein Anderer mag's wissen, wir nicht; aber wir werden es vielleicht später erfahren, und dann für unsere Pflicht erachten, es zu sagen.

P. J. Stahl.

Wie man in Paris grüßt.

Als der Chevalier Marin unter der Regierung des Königs Ludwig XIII. nach Frankreich kam, war er von den übermäßigen Einleitungen einer Annäherung von Seite der jungen Herren, und von den unglaublichen Begrüßungen, welche ihren Gesprächen vorangingen, so überrascht, daß er die hübsche Aeußerung an seine Freunde in Italien schrieb: „In Frankreich beginnt jede Unterredung mit einem Ballete.“

Die Begrüßung und die Art sich zu nähern, so verschiedenförmig in den verschiedenen Ländern der Welt, haben besonders in Paris eigenthümliche Formen. In einer chronologischen Geschichte dieser Begrüßungsformen, schriebe man fast die Geschichte der Parisergesellschaft. Molière, dem von der großen Menschheits-Comödie nichts entgehen konnte, hat in Jourdain zwei ergötzliche Schilderungen dieser Lächerlichkeiten gegeben: wo Jourdain, vollständig unterrichtet aus den Händen seines Tanzmeisters hervorgegangen, die Marquisin zurücktreten macht, um seinen drei Grüßen die nöthige Entwickelung zu geben, und wo er, eine andere Wissenschaft übend, von seinem Lehrer der Philosophie die Art lernt, sich einer schönen Dame mit der so berühmten und so dehnbaren Redensart zu nähern: „Schöne Marquisin, Ihre schönen Augen machen mich vor Liebe sterben." Es ist ziemlich seltsam, daß jeder Begegnung von zwei Personen in der That zwei unumgängliche Handlungen vorausgehen sollen: eine Verdrehung und ein Zwangsgerede, das heißt: der Gruß und das Compliment.

Sollte dieses kleine Ballet, auf solche Art, nach Chevalier Marin, zwischen zwei sich begegnenden Personen aufgeführt, nicht einen geheimen Grund haben? jenen, sich wechselseitig zu sammeln, und zu erwägen, was in der Unterredung zur Sprache kommen kann. Eine Begegnung ist immer eine Ueberraschung; eine Ueberraschung setzt in Verlegenheit, und der Gruß und

das Compliment, die ihr folgen, sind ganz geeignet, um wieder die Fassung zu gewinnen.

Die ganze sociale Leiter bedürfte wieder einer Abstufung krummer Linien, welche die verschiedenen Grüße bezeichnen. Vom französischen Marschalle bis zum Bettler, vom Gecken zum Hohlkopfe, sind die Beugungen in ihrer Verschiedenheit unzählbar, und die geschickteste mathematische Abhandlung könnte sie nicht hervorbringen.

Der Gruß richtet sich nach dem Charakter; er ist stolz, einfach, gutmüthig, beschimpfend, wohlwollend, kalt, demüthigend, tief, treuherzig, steif, hochmüthig, traurig, unruhig, elend, verwegen.

Der eine Gruß reizt auf, ein anderer beleidigt und empört. — Die socialen Beziehungen, und die Abstufungen der Stellungen prägen sich dabei auf eine klare, aber rasche Weise aus. Bevor die beiden Grüßer wieder fest auf ihren Beinen stehen, urtheilen Sie schon über den Abstand, der sie trennt, und stehen sie einmal wieder fest auf ihren Beinen, und das Ballet ist aus, so verwischt das gleichmachende schwarze Kleid alle Ungleichheit.

Die Gecken und die Hohlköpfe haben über Leute von Geist in dieser Uebung eine unermeßliche Ueberlegenheit. Der Mann von Genie gehört hinten an; er hat nie zu grüßen verstanden.

Diese Kunst ist schwer; sie fordert tiefe Studien, eine bedeutende Erfahrung, oder eine natürliche Eingebung, welche sie ersetzt.

Der auserlesenste Gruß ist jener, welcher Würde mit Wohlwollen in gleichem Grade vereint; der dümmste ist jener, der demüthiget und betrübt.

Der Mann aus dem Volke und der Arbeiter kennen fast den Gruß nicht; sie gesellen sich lachend, aber mit aufrechtem Kopfe, und selbst ihren Vorgesetzten oder Reichen gegenüber verstehen sie es nicht, sich zu bücken.

Je höher man dagegen die Stufen der Civilisation emporsteigt, desto mehr nimmt die Geschmeidigkeit des Grußes zu; sie erreicht ihre äußerste Krümmung in den Salons der Könige und Großen.

Es liegt vielleicht in der Gewohnheit des Grußes etwas ungeheuer Lächerliches, unbemerkt, weil er eine Gewohnheit ist, was jedoch nicht daran gewöhnten Augen sogleich auffallen würde.

Benjamin Constant fühlte dieß, als er an Frau von Charrière schrieb, er lächle über die Leute, die ihr Gleichgewicht verlieren, um artiger zu scheinen.

Aber was läßt sich machen? Dieses Lächerliche durch ein anderes ersetzen? Ist's der Mühe werth? Begnügen wir uns, es zur Sprache gebracht zu haben, damit unsere spottenden Nachkommen wissen mögen, daß wir uns selbst kannten, und ihnen in den Stachelworten und Geringschätzungen, womit sie unser Zeitalter überschütten werden, ergründend zuvorgekommen sind.

P. Pascal.

Die unsichtbaren Schauspiele.

Im sechsten Stockwerke eines prächtigen Hauses der Chaussée d'Antin wohnte vor einigen Jahren ein junger Mann, Namens Marcus Antonius Riponneau. Er war ein kräftiger Junge von fünf und zwanzig Jahren, mit rundem und purpurrothem Gesichte, mit blauen, hervorstehenden Augen, leicht gestülpter Nase mit weiten Nüstern, kirschfarbenen, aufgeworfenen Lippen, ein wahres Glücks- und Zufriedenheitsgesicht, wenn nicht eine niedrige Stirne, und so dichte Haare, daß er sie nur bürstenförmig geschnitten tragen konnte, seiner Physiognomie ein filziges und neidisches Aussehen gegeben, und mehr Starrsinn als Einsicht verrathen hätten.

Marcus Antonius war Commis im Finanzministerium, mit einem jährlichen Gehalte von 1800 Franken. Er begnügte sich damit, ohne damit zufrieden zu seyn. Bei dem Staatsbudget verwendet, hatte er alle Täuschungen desselben gelernt, und vor diesen in seinem Privatleben sich gehütet. Daher: keine eingeschriebene Schuld, die von sechs zu sechs Monaten verfallenden Zinsen verschlingend; keine schwebende Schuld, die man nie schuldig ist, weil man sie immer schuldig ist, das heißt, weil man borgt, um Geborgtes zu bezahlen. Was er vorzüglich in seinen Rechnungen unterdrückte, als einen der täuschendsten Finanzträume, war das Kapitel der zufälligen Einnahmen.

Marcus Antonius nahm 1800 Franken ein; er

rechnete nur auf 1800 Franken, ja er schlug sie gar nur auf 1700 Franken an, weil das künftige Pensionsgesetz ihm einen Abzug verhängen, oder irgend eine Versicherungsoperation auftragen konnte. Jede Ausgabe war unwandelbar angeziffert, vorhergesehen und gedeckt. Durch große Mäßigkeit ersparte er an seinem Essen den Bedarf guter Bekleidung, und durch große Behutsamkeit in allen seinen Bewegungen erhielt er seine Kleider immer in einem schicklichen Zustande, während sie auf den Schultern eines Geberdenreißers schon lange fadenscheinig geworden wären.

Riponneau erlaubte sich, seine Arme und Beine übermäßig auszustrecken, und in seiner Haut sich behaglich zu dehnen, nur zur Zeit, da er jedes Kleidungsstück abgelegt hatte, welches durch eine zu große Freiheit in den Bewegungen Schaden leiden konnte. Doch muß man gestehen, daß er zu einer solchen Zeit sich reichlich entschädigte, und mit dem ungebundensten Geberdenspiele die folgenden Herzensergießungen begleitete:

„Nur 1800 Franken haben, und den Keim aller großen Gedanken in sich tragen."

Der Keim aller großen Gedanken war, eigentlich zu sagen, die Sehnsucht nach allen Luxusgenüssen des Lebens.

„Ah!" fuhr Marcus Antonius fort, „arm sein, und da, gegenüber, im ersten Stockwerke dieses großen Hauses einen Herrn von Crivelin und eine Frau von Crivelin sehen! Sie sind reich, und alles lacht ihnen; die Welt schmeichelt ihnen; sie sind glücklich!"

Hier stampfte Meister Riponneau mit dem Fuße.

„Wäre ich nur," sagte er weiter, „wie dieser Herr Domen, der das ganze zweite Stockwerk unseres Hauses inne hat, welch' einen andern Gebrauch würde ich von meinem Vermögen machen, als er von dem seinigen! Doch was thut's! Er ist glücklich in seiner Art, da er, obgleich er überall leben könnte, nur zu Hause lebt, während ich mir alles versagen muß. Uebrigens, hätte er nicht das Vermögen, so hat er Ruhm und Ansehen. Donner und Wetter! Er ist glücklich!"

Bei dieser Stelle seiner Klagen stampfte er mit den Füßen.

Dann kamen neue Ausrufungen, über den Mützenkrämer im Magazine rechts vom Thorwege; über den Zuckerbäcker im Magazine links, und über alle Miethsleute des Hauses, nacheinander; denn dieses Haus war ausnahmsweise glänzend bewohnt: Lackeien, Hunde und Pferde bewegten sich zahlreich im Hofe; der Rauch der Küchenkamine duftete nach Trüffeln und Fasanen; auf der Treppe, über welche Marcus Antonius Morgens hinabstieg, um seine Milch zu holen, begegnete er schlanken Zofen mit schneeweißen Schürzchen, parfümirt mit den Essenzen ihrer Gebieterinnen. Dann stieß er sich an den quabbeligen Köchen. Seine sorgfältig gewichsten Stiefel wurden durch den Spiegelglanz der gefirnißten Schuhe der Kammerdiener verdunkelt. Das Glück der Herren beleidigte ihn durch das Bedientenvolk.

Abends umwogten Marcus Antonius die herrlichen

Concertstimmen, das Sumsen und sanfte Rauschen des Tanzes, und bisweilen, durch ein offenes Fenster, ein schönes blondes oder braunes, blumenbekränztes Köpfchen, ein üppiger anmuthiger Leib, von Seide wiederstrahlend, oder in Musselinschleier gehüllt; bald das süße Sichgehenlassen des mühelosen Glückes, bald das glühende Fieber des Vergnügens, — mit einem von Wünschen brennenden Luftkreise, worin er sich regte, seine Brust diesem balsamischen Hauche, seine Lippen diesen göttlichen Truggestalten öffnend, ohne irgend etwas fassen zu können, leerkauend, Schatten umarmend, und stufenweise in Ausbrüche von Wuth überstürmend, die ihn hinrissen, gegen den Boden mit Fußstößen und gegen die Mauern mit Faustschlägen zu toben.

Eines Abends nun, da Riponneau's Erbitterung auf einen Grad schrecklichen Ungestümes gestiegen war, hörte er an seine Thüre pochen, und gleich darauf trat ein Mann von etwa sechzig Jahren in sein Zimmer, mit kahler breiter Stirne, eingehüllt in einen wattirten und gesteppten Schlafrock von Kattun, wie die abgenähten Bettdecken unserer Großmütter. Dieser Mann hatte ein lebhaftes, durchdringendes Auge, einen feinen, spöttischen Ausdruck, aber doch voll Gutmüthigkeit.

„Mein Nachbar," sagte er zu Riponneau mit sanfter und gesetzter Stimme, „jeder ist Herr zu Hause. Ich müßte nicht bei der Einnahme der Bastille, noch bei der Julirevolution thätig gewesen sein, um nicht diesen großen politischen Grundsatz anzuerkennen. Aber jede

Freiheit hat ihre Grenzen, weil sie sonst einen Eingriff in die Freiheit Anderer macht. Sie haben die Freiheit, zu schreien, aber mit einem gewissen Maß und Ziel; denn ich habe die Freiheit, zu schlafen, und wenn Ihre Freiheit die meinige zerstört, wird sie eine Tyrannei, und die meinige eine Sclaverei, was gegen die Grundsätze der beiden Revolutionen ist, von denen ich so eben gesprochen habe."

Marcus Antonius hatte Lust, sich zu erzürnen; der Nachbar ließ ihm aber keine Zeit dazu, und fuhr fort:

„Uebrigens stelle ich dieses Ansuchen nicht meinetwegen; ich lebe gerne im Schweigen und im Lärme; aber ich spreche von ihrer armen Nachbarin, Jungfer Juana, der Nähterin, die ich diesen Abend sehr bleich heimkommen sah, sehr leidend, und mit von Thränen und Arbeitsmühen ganz rothen Augen. Die arme Kleine hat sich zu Bett gelegt, und hofft zu schlafen, wie sie mir gesagt hat; wohlan, mein lieber Nachbar, diesem lieben guten Mädchen zu Liebe, studiren Sie Ihre Melodramrollen nicht gar so laut."

„Ah!" sagte Marcus Antonius.

„Ferner," sprach der Nachbar mit selbstgefälliger Miene weiter, hab' ich Talma gesehen, mein Herr; und glauben Sie mir, er hat seine schönsten Wirkungen nicht mit großen Gebärden und lautem Geschrei hervorgebracht. Sehen Sie, im Manlius, hob er nur den Daumen auf, und blickte seitwärts, als er die zwei Verse sagte:

„„Ich war es, der ihr frech Beginnen hat erkannt,
Vom hohen Capitol die Gallier gerannt,““
und der Saal erdröhnte von Beifallssturme. Glauben Sie mir, mein Herr, die gute Declamation . . .“

„Aber, mein Herr, ich bin kein Schauspieler.“

„Ah bah!“ erwiederte der alte Nachbar; „Sie sind also Advokat?“

„Nein.“

Sie sind zu jung, um Deputirter zu sein? Was sind Sie denn, daß Sie für nichts und wieder nichts so heulen?“

Marcus Antonius besann sich einen Augenblick, und antwortete dann:

„Ich bin arm, mein Herr; das Glück der Reichen langweilt mich, und ich unterhalte mich auf meine Weise.“

Der Alte blickte mit Theilnahme auf Riponneau: im Gesichte des Greises kämpfte eine erste Bewegung von Schalkheit mit einer zweiten Bewegung von Wohlwollen. Das Wohlwollen siegte. Er nahm einen Stuhl, und mit jenem sanften Einflusse auf Andere, welche Alter und Nachsicht verleihen, sagte er zu Riponneau:

„Ah! Sie sind arm, und folglich unglücklich. Plaudern wir ein wenig, Nachbar. Sie wissen, daß besonders die Armen unter sich liberal sind, und ich, der ich glücklich bin, will Ihnen ein wenig von dem geben, was Ihnen fehlt; ich will Sie an meinem Glücke Theil nehmen lassen.“

„Und wie werden Sie dieß anstellen, Nachbar? Denn so ich Ihre Gewohnheiten richtig beobachtet habe, wohnen Sie allein?"

„Ja."

„Sie arbeiten von Morgen bis zum Abend."

„Ja."

„Sie gehen selten aus."

„Ja."

„Wo ist also Ihr Glück, und was können Sie mir geben?"

„Nichts; aber ich werde viel für Sie gethan haben, wenn ich Ihnen etwas aus Ihrem Herzen nehme; dieß ist der Neid, der an Ihnen nagt, und alle Freuden Ihrer Jugend vergiftet, wie der Wurm am Herzen des Baumes."

„Ich neidisch!" sagte Marcus Antonius erröthend.

„Nun denn, junger Mann, sind Sie verheirathet?"

„Nein."

„Haben Sie eine Geliebte?"

„Nein."

„Haben Sie eine Familie, die . . ."

„Ich bin eine Waise."

„Haben Sie Schulden?"

„Nein."

„Keine Frau, ergo keine Kinder; keine Geliebte, ergo keine Nebenbuhler; keine Familie, ergo keine Bande; keine Schulden, ergo keine Gerichtsdiener: Sie sind also frei von allen Geißeln der Menschheit. Wenn

Sie dennoch unglücklich sind, so rührt dieß nicht von äußern und von Ihrem Wesen unabhängigen Ursachen her, sondern Ihr Unglück ist die Folge einer innern, Ihrer Natur angehörigen Ursache. Diese Ursache ist der Neid."

„Und wenn es so wäre," erwiederte Riponneau; „wenn ich das Glück von Allem beneidete, was mich umgiebt, was läge Uebles darin?"

„Das Uebel ist, daß Sie wegen einer Sache leiden, die Ihnen fremd ist, etwas völlig Unvernünftiges."

„Bah!" versetzte Riponneau, „es ist nicht unvernünftig, Vermögen zu wünschen."

„Es ist unvernünftig, den Kummer, die Verzweiflung, die beständigen Qualen, die unaufhörlichen Unruhen zu wünschen, die es begleiten."

„Lauter Gemeinplätze, mein lieber Nachbar; herkömmliche Trostgründe des Armen für den Armen, freche Verhöhnung, wenn der Reiche eine solche Sprache führt."

Der Nachbar überlegte, und sagte nach ziemlich langem Schweigen zu Marcus Antonius:

„Wohlan, antworten Sie freimüthig: wen aus Ihrer Umgebung beneiden Sie? An wessen Stelle möchten Sie sein?"

„An wessen Stelle!" erwiederte Marcus Antonius. „Es giebt nicht einen Einzigen, der nicht glücklicher wäre, als ich; und weil das Feld der Wünsche frei ist, und Niemand bestohlen wird, wenn man im Traume

das Vermögen Anderer nimmt, glauben Sie, daß mir Crivelin's Lage nicht lieber sein würde, als die meinige?"

„Wirklich?"

„Ei freilich. In der jüngsten Woche konnte ich bei Nacht, wegen des lärmenden Festes nicht schlafen, das sie gegeben haben. Die prächtigsten Equipagen versperrten die Straße; die gefeiertsten Namen wurden an der Thüre ihrer Salons mit Stentorstimme gemeldet. Die Eintretenden glaubten nicht schnell genug kommen zu können, die Scheidenden bedauerten ihr Fortgehen, und auf der Treppe, wohin ich zehnmal aus meiner Wohnung lief, und unaufhörlich wieder zurückkehrte, um nur diesem herzerreissenden Festlärme zu entgehen, hörte ich auf allen Stufen sagen:

„Was für liebenswürdige Leute! Welcher Frohsinn! Wie sehr sieht man, daß sie glücklich sind!"

Und Andere äußerten:

„Sie verheirathen Ihre Tochter an den Grafen von Formont. Eine schöne Heirath! Jugend, Schönheit, Vermögen, Ansehen von beiden Seiten. Sie sind glücklich, aber sie verdienen es auch."

„Ah!" versetzte der Nachbar, „Sie haben dieß alles auf der Treppe gesehen und gehört?"

„Ja, dort!"

„Wohlan, wären Sie in den Saal getreten, es würde weit besser gewesen sein: überall die Freude, das Lachen, die Glückswünsche, und in dem Antlitze der Ge-

bieter des Hauses die Befriedigung des Glückes, vom Glücke gewährt, das man verschafft; und von allen Seiten Freundschaftsversicherungen, und der Wonnetaumel des Grafen von Formont, und die schüchterne Freude Adèlens von Crivelin, und ihre heimlich gewechselten Blicke, und das sanfte und wohlwollende Lächeln der Alten, welche diese Blicke bemerken, und von ihrer Vergangenheit träumen; und der Stolz des Vaters, die Liebe der Mutter, triumphirend und entzückt vom Glücke ihrer Tochter . . . Dieß war ein bezauberndes Gemälde um Mitternacht, um ein Uhr Morgens, um drei Uhr, auch noch um fünf Uhr; aber mit Tagesanbruch war der Vorhang gefallen, das Lustspiel zu Ende, und das Schauspiel begann."

„Ah bah!" entgegnete Marcus Antonius; „sollte das Vermögen des Herrn von Crivelin bloßgestellt sein, und er, wie so viele andere, seinen Ruin unter Festen verbergen?"

„Nein."

„Wäre etwa seine Frau nicht, was sie sein sollte?..."

„Sie ist die beste Frau."

„Ein Fehler der Tochter?"

„Sie ist ein Engel in Tugend und Reinheit."

„Nun denn, was sonst?"

„Eine gute Handlung, nichts als eine seit fünfzehn Jahren vergessene gute Handlung, die sich ihnen plötzlich unter der Gestalt eines scheußlichen Lumpes mit gallgelbem Gesichte, eines niedrigen Schuftes zeigte, der den

Schmutz seiner Fetzen an den Seidenstoffen vergoldeter Möbel rieb, über welche eine Stunde früher die zarten Gewebe der jungen und schönen Tänzerinnen hinstreiften."

„Ich verstehe Sie nicht."

„Hören Sie mich also an. Dieser Mensch, mit einem schmutzigen Bedientenkleide angethan, war die ganze Nacht im Vorzimmer geblieben. In einem solchen Gewühle von Lakeien, war er den Blicken der Hausdiener entgangen; aber in dem Maße, als die Salons leerer wurden, und sohin auch die Vorzimmer, wurde man auf ihn aufmerksam, und betrachtete ihn mit ziemlich schelem Auge; aber der Schurke machte sich's nur noch bequemer, und streckte sich unverschämt auf die Stühle hin. Endlich kam der Augenblick, da die letzten Gäste gingen, und der schmutzige Lakei blieb auf seinem Posten. Man fragte ihn nun, warum er verweile.

„„Ich erwarte meinen Herrn, Herrn Eugène Ligny."

„„Es ist Niemand mehr da,"" antwortete man ihm.

„„Ich sage Euch, daß er da ist; fragt nur Euren Herrn; er wird ihn schon finden.""

„Die Diener wollten ihren Unwillen Luft machen: der Grobian sprach mit lauter Stimme, und Herr von Crivelin erschien an der Thüre des Vorzimmers, und fragte nach der Ursache dieses Lärmes."

„„Dieser Mensch ist's,"" erwiederte der Kammerdiener, „„der unter dem Vorwande, seinen Herrn zu erwarten, durchaus nicht fortgehen will.""

„„Und wie heißt sein Herr?““

„„Derjenige, den ich suche,““ erwiederte der unbekannte Lakei, „„heißt Eugène Ligny, und ich werde nicht fortgehen, ohne mit ihm gesprochen zu haben.““

„Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als Herr von Crivelin Blicke des Schreckens auf jenen Menschen heftet; er erblaßt, er wankt, und kaum seine Unruhe und Angst bemeisternd, befiehlt er den Dienern, fortzugehen, und ladet diesen Menschen ein, ihm zu folgen.

„Gewöhnlich kommen kleine Mißgeschicke großen traurigen Ereignissen zu Hülfe. Ein Haus, worin man so eben einen Ball für fünf hundert Personen gegeben hat, ist in der Regel sehr wenig in Ordnung: durch die offenen Thüren sieht Jedermann in die Zimmer. Herr und Frau von Crivelin hatten nur das Zimmer ihrer Tochter und ihr eigenes vor einem Einfalle abgeschlossen; die ganze übrige Wohnung stand angelweit offen. Frau von Crivelin befand sich eben unter den Händen ihrer Kammerfrau, als ihr Mann kam, und sie bat, in das Zimmer ihrer Tochter zu gehen, und ihm auf kurze Zeit das ihrige zu einer Unterredung von der größten Wichtigkeit zu überlassen.“

„„Ah!““ sagte sie lachend, „„ich wette, daß Herr von Formont Dich verfolgt . . . Wirklich ist es für die Verliebten gut, nicht zu schlafen. Vertröste ihn auf eine andere Zeit!““

„„Nein, so ist's nicht . . . es ist . . . Sei so gut, Dich zurückzuziehen, bis ich Dir wieder rufe.““

„„Aber was fehlt Dir denn?““ rief Frau von Crivelin aus: „„Du bist blaß, und Dein ganzes Aussehen ist verstört . . . Was giebt es?““

„„Nichts, meine liebe Freundin, nichts; aber ich bitte Dich darum, verlaß uns.““

„Frau von Crivelin gab nach, jedoch mit einer Unruhe erfüllt, die sich bald auch ihrer Tochter mittheilte; denn Adèle schlief noch nicht, und fragte ihre eintretende Mutter, deren Unruhe und Schrecken sie zittern machten. So blieben denn diese zwei armen Damen verdrängt, in den engsten Winkel ihrer weiträumigen Wohnung gesperrt, mit Unruhe den Ausgang einer so unvermutheten, so wunderlichen Unterredung erwartend, welche Herrn von Crivelin mit so großer Bestürzung erfüllt hatte. Bei wem war er? Was sprach er? Und welches hinreichend mächtige Interesse beherrschte ihn, um ihn zu nöthigen, eine solche Audienz zu solcher Stunde zu geben?“

„Adèle sah Julius von Formont todt; Frau von Crivelin verlor sich in einem Labyrinthe unmöglicher Vermuthungen.“

„Während dieser Zeit ging folgendes in dem Zimmer vor, worin Herr von Crivelin mit dem schmutzigen Lakeien sich befand.“

„„Du hast mich also wieder erkannt, Eugène?““ fragte ihn jener Mensch.

„„Du hier!““ erwiederte Herr von Crivelin. „„Du lebst!““

„„Daß Du mich für todt hieltest, ist spaßhaft, nicht wahr? Was willst Du, es ist so. Laß mir ein Glas Wein und ein Stück Schinken geben, und Du wirst sehen, daß ich kein Gespenst bin.““

„„Wohlan, Julius, Du bist nicht deßwegen gekommen: sprich! sprich doch, Unglücklicher!““

„„Seit sechs Stunden bin ich in Deinem Vorzimmer; ich sterbe vor Durst und Hunger; ich will trinken und essen.““

„„Was soll das heißen?““

„„Ich will trinken und essen. Geh, hole mir's selbst, wenn Du fürchtest, daß Deine Bedienten sich die Hände damit beschmutzen . .““

„Crivelin senkte den Kopf, und ging. Einen Augenblick darauf kehrte er mit einer flachen Schüssel zurück, die er vor den gemeinen Menschen hinstellte, zu dem er sagte:

„„Nun sprich, was willst Du?““

„Julius, wie er ihn genannt, begann zu essen, und erwiederte hierauf:

„„Höre, Eugène, was Du mir vor sieben Jahren geschrieben hast:

„Du siehst es, Julius, Deine Thorheiten haben den „Erfolg gehabt, den ich Dir vorausgesagt. Von der „Unordnung bist Du zu Fehlern, von Fehlern zum Ver„brechen geschritten, und jetzt lastet eine entehrende Ver„urtheilung auf Deinem Haupte. Da Du aus Deinem

„Kerker entspringen konntest, so benütze Deine Freiheit, „um zu fliehen, und um allein zu fliehen. Ziehe nicht „ein Kind, das kaum erst in das Leben getreten, in „das herumirrende Daseyn, welches Du in einem an„dern Welttheile verbergen mußt. Laß mir Deine „Tochter! Zur Zeit, wo Dich das Gesetz erreichte, er„reichte mich auch das Unglück: meine Tochter ist dem „Tode nahe. Wenn Gott sie mir erhält, wird die „Deinige ihr eine Schwester seyn; wenn Gott sie mir „nimmt, wird Deine Marie ihre Stelle bei uns ersetzen. „Ich füge Gold genug bei, damit Du auf Deiner Flucht „die Mittel besitzest, späterhin ein anständiges Unterkom„men Dir zu bereiten."

„„Nicht wahr, dieß hast Du mir geschrieben?""

„„Das ist wahr,"" versetzte Herr von Crivelin.

„„Acht Tage danach,"" fuhr jener Mensch fort, „„bist Du mit den beiden Kindern, von denen jedes kaum zwei Jahre zählte, nach Italien gereiset; Du wolltest Dich zu Deiner Frau begeben, die gezwungen war, Dich zu verlassen, um das letzte Lebewohl und die Verzeihung ihrer Mutter zu erhalten, welche in Neapel dem Tode nahe war. Du hattest sie wider den Willen ihrer Familie geheirathet, und diese adelige Familie erlaubte Dir nicht, bei der Versöhnung gegenwärtig zu seyn.

„„Nach dem Tode Deiner Schwiegermutter kehrtest Du zu Deiner Frau zurück. Um meine Flucht besser sichern, legte ich an das Ufer eines Flusses einen zu

Brief, worin ich sagte, daß ich meine Schande nicht habe überleben wollen; und einen Monat nach Deiner Abreise, erhieltest Du die Nachricht meines Todes. Zur selben Zeit starb Deine Tochter in Ancona, und die Todesanzeige erschien unter dem Namen, den Du damals führtest. Dann setztest Du Deine Reise fort, und ließest alle Fremden, die Du trafest, das Kind, welches Dich begleitete, Deine Tochter nennen.

„„Du selbst, von ihrer Anmuth bezaubert, von ihrer Schönheit, von ihrer Zärtlichkeit für Dich, nanntest sie Dein Kind, langsam reisend, und mit Schrecken den Augenblick voraussehend, wo Du Deiner Frau gestehen mußtest, daß ihre Tochter gestorben sei. Dann durchzuckte ein plötzlicher Gedanke Deinen Geist. Deine Frau, von ihrem Bruder, Herrn von Crivelin, abgeholt, am Todbette ihrer Mutter, hatte Deine Adèle drei Monate nach ihrer Geburt verlassen, in jenem Alter, wo die Gesichtszüge der Kinder von Jahr zu Jahr sich ändern. Konnte nicht Marie, die Tochter von Julius Marsilly, den Du für todt hieltest, in den Augen einer Mutter die verlorene Adèle ersetzen? Deine Frau war krank; die Nachricht vom Tode ihrer Tochter konnte sie tödten; Du beschlossest, sie zu täuschen: Marie Marsilly wurde Adèle Ligny.““

„„Da Du das Gefühl so gut kennest, welches mein Benehmen leitete,““ entgegnete Herr von Crivelin, „„kannst Du es mir als ein Verbrechen deuten?““

„„Ich tadle nichts,““ antwortete der Trunkenbold, „„ich erzähle.““

„Er trank zwei Gläser Wein, und fuhr also fort:

„„Deine List gelang vortrefflich, sie gelang selbst über Deine Hoffnungen hinaus; nicht nur Deine Frau war von diesem so schönen und so bezaubernden Mädchen entzückt, sein Onkel, Herr von Crivelin, der es Dir nicht verzeihen konnte, daß Du sein Schwager geworden, gewann dieses Kind närrisch lieb, und vermachte ihm acht Jahre später sein ganzes Vermögen, indem er Dich zum Vormunde ernannte, unter der Bedingung, daß Du seinen Namen dem Deinigen beifügtest. Deßwegen kehrtest Du nach Frankreich unter dem Namen Eugène Ligny von Crivelin zurück.““

„„Aber ich habe Niemand getäuscht. Ich habe meinen Namen nicht verläugnet.““

„„Dessen bist Du unfähig. Nur die Gewohnheit hast Du angenommen, den Namen Ligny wegzulassen, und Dich von Crivelin zu nennen, und da ich diesen Namen in meiner Jugend sehr selten nennen hörte, hätte ich nie gedacht, daß der reiche Herr von Crivelin mein alter Schulkamerad Eugène Ligny wäre, würde ich nicht dieser Tage das an der Thüre der Mairie meines Bezirkes angeschlagene Aufgebot der Verlobung von Fräulein Adèle Ligny von Crivelin mit dem Grafen Bertrand von Formont, gesehen haben.““

„„Bei diesem Anblicke fragte ich mich, wie die zu Ancona gestorbene Adèle in Paris leben könne.““

„„Das ist eine Lüge,““ sagte Herr von Crivelin, der hier eine Hoffnung zu sehen glaubte, dieser schrecklichen Verlegenheit zu entgehen.

„„Mein guter Alter,““ erwiederte der Räuber, „„spiele keine Rolle, der Du nicht gewachsen bist. Ich kam nach Ancona am Tage nach dem Tode Deiner Tochter, und Jedermann sprach dort von Deiner Verzweiflung. Uebrigens könnte man ja, nöthigenfalls, die Acten wieder finden. Höre mich also ruhig an.““

„Der Schurke stach eine zweite Flasche aus, und fuhr fort:

„„Du siehst ein, daß es, von dieser Fährte aus, sehr leicht gewesen ist, die Geschichte Deines Romans zusammenzustoppeln. Du hattest meine Tochter an die Stelle der Deinigen gesetzt, und bist nun vielleicht bis zur treuherzigen Selbsttäuschung gekommen, daß sie Dein Kind ist.““

„„Ja! ja,““ versetzte Herr von Crivelin; „„sie ist mein Kind, meine Tochter, meine Hoffnung, mein Glück . . . Nun denn, was willst Du, was verlangst Du?““

„„Wir müssen die Frage gehörig stellen, um uns wohl zu verstehen,““ entgegnete der Bösewicht.

„„Zuvörderst: Du hast mir mein Kind gestohlen; dieß ist ein durch das Gesetz verpöntes Verbrechen. Ferner hast Du, um die Erbschaft des Onkels zu bekommen, einen Taufschein vorgewiesen, und diesen auf meine Tochter angewendet, da der Beweis des Todes Deiner Tochter in Ancona ist; zweitens, um das Auf-

gebot des angeblichen Fräuleins Ligny von Crivelin verkünden zu lassen, gleichfalls von einem falschen Titel Gebrauch gemacht. Dieß ist unbestreitbar. Nun laß uns den Fall beurtheilen:

„„Weil ich eine andere Unterschrift als die meinige, unter ein Stempelpapier gesetzt habe, bin ich zu fünfzehnjähriger Zwangsarbeit verurtheilt worden. Ich bin elend und entehrt, und verdanke es nur dem Gerüchte meines Todes, daß ich nicht im Lager bin. Du dagegen bist dafür, daß Du Dich eines gerichtlichen Actenstückes fälschlich bedient, und vermittelst desselben andern Erben einen unermeßlichen Nachlaß entzogen hast, reich, geehrt, schwimmst im Ueberfluß und in Festen; das ist nicht gerecht.““

„„Aber was verlangst Du, Unglücklicher! Willst Du mir Adèlen nehmen? Ah, Elender! willst Du ihre Mutter, — denn meine arme Frau ist ihre wahre Mutter, — tödten? Oh! ich zöge es vor, die Wahrheit zu sagen, und die Gerichtshöfe würden sie mir lassen, dessen bin ich gewiß.““

„„Es käme erst darauf an. Doch die Frage ist noch nicht erschöpft, und folgender Punkt von Wichtigkeit: das Testament des Herrn von Crivelin lautet zu Gunsten des Fräuleins Adèle Ligny. Wenn ich beweise, daß die Erbin nicht das Fräulein Ligny war, ruinire ich sie, ruinire ich Dich, ruinire ich Euch. Diese Dummheit zu begehen, hab' ich keine Lust. Uebrigens bin ich ein zu guter Vater, um eine solche Grausamkeit für nichts zu begehen. Aber Du weißt,

daß nach den Ansichten der Moral ehrlicher Leute eine Wohlthat niemals verloren geht; in Folge dieses Grundsatzes werde ich Dein Wohlthäter.

„„Ich lasse Euch dieses Vermögen, das ich Euch Allen rauben könnte; dieß ist so viel, als ob ich es Euch gäbe; ich achte dieses Glück, das ich mit einem Worte vernichten könnte; dieß ist so viel, als ob ich es machte; ich lasse Deine Frau leben, welche an dieser Enthüllung stürbe; dieß ist so viel, als ob ich sie aus Wasser- oder Feuergefahr rettete; dieser geliebten Tochter, auf die ich alle meine Hoffnungen unwiederbringlich verlöre, erlaube ich, ihren Geliebten zu heirathen. Was thu ich also? Ich mache Dich reich und glücklich; ich rette Deiner Frau das Leben; ich verheirathe meine Tochter an einen Mann von ehrenwerthem Namen, von edler Familie; in der That, man kann nicht tugendhafter, nicht wohlthätiger handeln; die Wohlthat ist überreich, und weil es heißt, daß eine Wohlthat niemals verloren geht, giebst Du mir eine Million.““

„„Eine Million, gerechter Himmel!““ rief Herr von Crivelin aus.

„„Eine Wohlthat kann nicht verloren gehen,““ versetzte der Elende.

„„Aber Du vergißt,““ entgegnete Herr von Crivelin, „„daß ich Dich auf die Galeere schicken kann.““

„Der Bösewicht sprang auf, rollte die Augen und schäumte mit dem Munde.“

„„Keine solche Drohungen, oder ich zwinge Dich,

mich kniefällig um Gnade zu bitten, oder ich zwinge Deine Frau und meine Tochter, hierher zu kommen, und auf flachem Bauche liegend den Gassenkoth meiner Schuhe zu küßen. Ich gebe Dir zwei Stunden Bedenkzeit zu Deiner Antwort; in zwei Stunden werde ich wieder hier seyn.""

„Und alsogleich entfernte sich dieser Mensch."

„Das ist eine traurige Geschichte," bemerkte Riponneau.

„Oh!" erwiederte der Nachbar, „dieß ist erst nur der Anfang; denn neben diesem Zimmer befanden sich die Mutter und die Tochter, welche einer von jenen guten, ergebenen Dienern, die es nie unterlassen, Ihnen etwas zu sagen, was Ihnen unangenehm ist, in Kenntniß gesetzt hatte, daß Herr von Crivelin mit einem Manne eingeschlossen sei, der ganz das Aussehen eines Meuchelmörders, und dadurch den guten Leuten im Vorzimmer Furcht eingejagt habe. Diese liebevolle Nachricht, der von Frau von Crivelin an ihrem Manne bemerkten Unruhe zugesellt, veranlaßten sie, zu horchen, was im anstossenden Zimmer gesprochen würde.

„Bei dem schmerzlichen Zusammenfahren, bei den unterdrückten Lauten, welche der Frau von Crivelin entschlüpften, begann auch Adèle zu horchen, und Beide vernahmen zu gleicher Zeit das schreckliche Geheimniß, welches sie Beide erschütterte, das Geheimniß, das zur Mutter sagte: „„dieß ist nicht Deine Tochter,"" das Geheimniß, das zur Tochter sagte: „„Dieß ist nicht Deine Mutter!""

„Daher kam es, daß Herr von Crivelin, als er in jenes Zimmer trat, Beide auf den Knien, Beide weinend, schluchzend, und in krampfhafter Umarmung fand, denn schon beweinte Frau von Crivelin nicht mehr das gestorbene, kaum gekannte Kind; sie beweinte das Kind, das sie erzogen, das sie in ihrer mütterlichen göttlichen Macht nach ihrem Bilde geformt, mit Leidenschaft geliebt, und welches auch sie mit heiliger Liebe geliebt hatte.

„Nun erst begann das Drama mit seinen Thränen, seinen Herzzerreissungen, seinen wahnsinnigen Ausbrüchen. Und seit den acht Tagen seiner Dauer, mein Herr, herrschen in diesem Hause Verzweiflung, Thränen, Schrecken. Dennoch mußte man am darauffolgenden Tage einem prachtvollen Diné bei der Mutter des Herrn von Formont beiwohnen; und damit das Geheimniß dieses Unglückes nicht nach außen dringe, sind diese drei Unglücklichen, welche Sie beneiden, hingegangen. Und weil sie alle drei ernster als gewöhnlich, und ein wenig bleich waren, hat man sie mit fröhlichen Glückwünschen ob der Anstrengung ihres glänzenden Festes überhäuft. Man hat auf ihre Gesundheit getrunken, auf das unveränderliche Glück des Ehepaares; sie mußten lächeln, mit verhaltenen Thränen, mit unterdrücktem Schluchzen, die Verzweiflung tief im Herzen.

„Was haben sie gethan? Was wollen sie thun?“ fragte Riponneau.

„Mit einer großen Summe Geldes haben sie den Bösewicht vom Halse gebracht. Aber er kann wieder

kommen; in einigen Jahren wird seine Strafe ungültig, das heißt, dem Bagno zwanzig Jahre lang entgangen, wird er desselben den Leuten gegenüber eben so ledig sein, wie wenn er während dieser ganzen Zeit die Kette getragen hätte, und dann nicht mehr mit der Zurückhaltung eines Menschen sprechen, der für sich selbst zu fürchten hat, sondern der unbeschränkte Gebieter dieser Familie werden."

„Diese lebt indessen, von der Nothwendigkeit ihrer bisherigen Lebensweise gedrängt, den Tag hindurch, wie man leben muß, um keinen Verdacht zu erregen; aber sie durchweint die Nacht. Zu dieser Zeit wachen sie alle drei in der Ecke des Kamins, halten unter Thränen lange Berathungen, und unter trostlosen Betheuerungen, sich nie zu verlassen. Dieß ist noch nicht alles, mein Herr; Adèle liebt Herrn von Formont; sie liebt ihn, weil er brav, edelmüthig, voll erhabener Gesinnungen, und weil sie stolz darauf ist, von ihm geliebt zu seyn, und gerade weil sie für ihn eine so edle und reine Liebe fühlt, will sie ihn nicht betrügen; sie will nicht, daß dieser so reine Mann, aus so ehrenwerther Familie, dereinst sein Glück von jenem Elenden gestört sehen könne, der sich den Vater seiner Frau nennen wird.

„Adèle will den Grafen von Formont nicht mehr heirathen."

„„Aber wie ist dieß anzugehen? Was kann man sagen?"" fragten Herr und Frau von Crivelin.

„Und dieses in allem bewunderungswürdige Kind, hat ihnen geantwortet:

„„Da Sie meinetwegen so leiden, ist es meine Pflicht, den Tadel und Schmerz der Lösung dieses Verhältnisses zu tragen.““

„Sie hat Wort gehalten, mein Herr; seit acht Tagen ist die herrliche und gute Adèle unhöflich, kalt, launenhaft geworden. Mit beißenden Worten stachelt sie den Zorn auf, den sie durch ihre Kälte erregt; sie verhöhnet die Thränen, die sie fließen macht; sie lachet der verzweiflungsvollen Qualen ihres Geliebten. Aber wie ich es Ihnen gesagt habe, die Stunde naht, wo die Comödie endiget und das Drama beginnt; dann wird jede der von ihr veranlaßten Qualen ihr eigenes Herz ergreifen, aber viel bitterer und schmerzlicher. Welche heiße Thränen für die ihm entlockten Zähren! Wie mancher trostlose Wehruf für die ihm abgenöthigten Klagen! Bei Tag leidet sie kränkend; bei Nacht leidet sie durch die Erinnerung an zugefügte Kränkung.

„Und dieß ist noch nicht alles: Herr und Frau von Crivelin sehen täglich die Kräfte der Tochter schwinden im Kampfe mit sich selbst, mit ihrer Liebe, mit dem Schmerze, den sie verursacht, mit jenem, den sie im Herzen trägt. Diesen Morgen fand sie der Arzt von einem brennenden Fieber verzehrt, und nun ist sie krank. In den Augen der Welt hat dieß nichts zu bedeuten: eine nervöse Unpäßlichkeit, die sich wieder geben wird, und die Familie von Crivelin ist deßwegen nicht min-

der eine Familie von Glücklichen. Und Sie vor Allen, Sie versetzen den Mauern Faustschläge, weil die Freude dieser Glücklichen Sie belästiget und drückt. Wollen Sie einen Mitgenuß dieser Freude, junger Mann? Oh! wie so schnell würden sie ihre glänzende Wohnung, ihre Equipagen, ihre Millionen, für Ihre Dachstube, für Ihren Regenschirm und Ihre achtzehn hundert Franken hingeben!"

Ich habe gesagt, glaub' ich, daß Riponneau eine niedrige Stirne und bürstenartig geschnittene Haare trug, und beigefügt, daß ihm dieß die Miene der Hartnäckigkeit verlieh, und diese Miene log nicht. Da er das Unglück nicht läugnen konnte, wollte er es rechtfertigen; und zwar so:

„Meiner Treu," sagte er, „wenn sie unglücklich sind, verdienen sie es wohl."

„Bah!" erwiederte der Nachbar.

„Begeht man solche Handlungen, und wird man dafür gestraft, so ist dieß logisch. Ich beklage diese Leute, das ist alles, und gewiß möchte ich nicht an ihrer Stelle seyn. Uebrigens hing ihr Unglück von einem Zufalle ab, der sich auch nicht ereignen konnte; in diesem Falle hätte nichts ihr Glück gestört. Nehmen Sie z. B. Herrn Domen; er hat in seinem Leben gewiß mehr als einen Fehler begangen, Fehler, welche die Welt in der Regel nicht verzeiht. Nun denn, weil er reich ist, weil er einen Namen und Talent besitzt, wird alles hingenommen. Man bewundert ihn, ja man

schenkt ihm sogar Beifall für das, was die Schande und Verzweiflung eines Andern wäre, er ist glücklich, und ich sehe nicht ein, welches Ereigniß sein Glück trüben könnte. Sicher nicht die Entdeckung seiner falschen Stellung; denn er rühmt sich derselben; er trägt sie mit zu viel Hochmuth, als daß ich hierin Unverschämtheit finden möchte."

„Ah!" erwiederte der Nachbar; „Sie beneiden dieß, und sind nicht der Einzige. In der That, er hat Ruhm und Glück in den Künsten gesucht, und Glück und Ruhm gefunden. Er hat eine Ehefrau geliebt, und sie verwegen ihrem Manne entführt, und noch verwegener den Mann durch Androhung der Entlarvung aller abscheulichen Unfläthereien, durch welche er eine gute, edle und holdselige Frau gezwungen, sich einem Andern hinzugeben, zum Schweigen gebracht.

„Dabei ließ er es nicht bewenden; er hat diese Frau unter seinen Schutz genommen, und seine Liebe, seine Anbetung, seine Ehrfurcht für sie ganz laut verkündet. Und man hat diese Frau wegen der Achtung, die er ihr erwies, geachtet, von der Ansicht ausgehend, daß sie solche Gefühle nicht einflößen könnte, ohne sie zu verdienen, und nach und nach wurde dieses Verhältniß von Allen geduldet, oft sogar zugelassen. Und da Reichthum sich dazugesellt, so drängen sich in Domen's Salons, wenn es ihm beliebt, sein Haus zu öffnen, alle großen Künstler in Paris, alle berühmten Namen. Reiset er, so wird er empfangen wie ein König; man

feiert und begrüßt ihn, und dieser Frau ist die Hälfte von all diesem Ruhme, von all diesem Glücke beschieden."

„Wohlan, mein Herr," entgegnete Riponneau, „diese Leute sind glücklich, hoff' ich; und Sie haben das Glück derselben so eben in Zügen geschildert, die gewiß nicht übertrieben sind, und gegen die Sie wahrscheinlich nichts einzuwenden haben."

„Ihr Glück!" sagte der Nachbar mit einem Ausdrucke voll Bitterkeit; „ihr Glück!" wiederholte er. — „Oh! ja, die Oberfläche ist lachend, vergoldet, blumicht und wiederstrahlend. Aber zerreissen Sie diesen Schleier, dringen Sie tiefer, als das Gezeigte, und Sie werden die Wunde, die brennende, schmerzliche, brandige und unheilbare Wunde finden. Sie beneiden dieses Daseyn; verlangen Sie lieber die Hölle, das Elend, den Hunger."

„Wie so? Wie so?" fragte Riponneau mit wichtiger Miene.

„Sie sagten so eben, daß ein Zufall das Unglück des Herrn und der Frau von Crivelin veranlaßt habe, und daß sie, hätte sich jener Zufall nicht ereignet, ungeachtet ihrer That glücklich gewesen wären; man lasse diesen Zufall verschwinden, diesen Marsille sterben, und das ganze Glück ist zurückgekehrt: das ist möglich.

„Aber in dem Glücke, welches Sie beneiden, in dem Glücke des Herrn Domen und seiner schönen Geliebten, der Frau von Montès, ist das Unglück ein beständiger Gast, welcher sie nicht einen Augenblick ver-

lassen hat, und sie nie verlassen wird. Er sitzt an ihrem Tische, steigt in ihren Wagen, wacht an ihrem Kopfkissen. Er ist zu allen Stunden und in allen Augenblicken des Lebens anwesend. Der Stolz verhüllt mit seinem Purpurmantel die Wunde der beiden Opfer; aber sie blutet immer."

„Ei, ei," erwiederte Marcus Antonius, „was für schöne Redensarten! Aber ohne Herrn Domen persönlich zu kennen, seh' ich Leute, die fast immer um ihn sind, und sehr verlegen wären zu sagen, welches Unglück ihm habe begegnen können. Im Gegentheile vernimmt man alle Augenblicke Ausrufungen über die unerhörten Erfolge aller seiner Unternehmungen. Worin ist er denn unglücklich?"

„In Allem; er hat kein Unglück, wie Sie es verstehen, aber Alles ist Unglück für ihn."

„Gehen Sie doch!"

„Alles; und das Schrecklichste dabei ist, daß der Schmerz durch die niedrigsten wie durch die höchsten Thüren zu ihm kommt."

„Ah bah!"

„Hören Sie: Eines Tages wird er mit Frau von Montès auf einen Ball zu Freunden eingeladen, welche das Geheimniß dieses Verhältnisses durchschaut, es verziehen, und den Muth gefühlt hatten, vor den Augen der Welt es zu beschützen. Frau von Montès tritt ein, nimmt Platz, ohne daß durch das Benehmen irgend einer Person Mißbilligung auch nur im Mindesten be-

thätiget wird. Man tanzt; aber als der Contretanz aus ist, nehmen die beiden Frauen, welche rechts und links von Frau von Montès saßen, ihre Plätze nicht wieder ein, und sie bleibt, von diesem leeren Raume eingerahmt, auf diesem seidenen Pranger ausgestellt.

„Der Ball dauert fort; Niemand zieht sie auf: Dolmen beherziget diese Lektion weder für sich, noch für Frau von Montès, und führt sie selbst zum Contretanze; Niemand zeigt sich hiewegen aufgebracht; allein das Vis-à-Vis stellt sich, als befinde es sich irrthümlich am unrechten Platze, und gleitet sachte seitwärts. Die Grobheit ging von einer Frau aus, welche dreißig Liebhaber gehabt hatte, aber deren Mann anwesend war. Kurz, wäre nicht ein junger Mann von achtzehn Jahren mit einem Kinde von fünfzehn Jahren an der Hand gekommen, zwei harmlose Wesen, die nur einen Tänzer und eine Tänzerin vor sich sahen, so würden Domen und Frau von Montès verlassen und verstossen geblieben seyn. Glauben Sie nicht, daß dieser Ball, der Ihnen ein Triumph scheint, schmerzlich theuer erkauft war?"

„Und war dieß immer so?"

„Gewiß nicht, Nachbar, und keines von Beiden hätte zweimal eine solche Beschimpfung ertragen; aber war es nicht genug, sie erduldet zu haben, um sie immer zu fürchten? Von da an faßte Frau von Montès Vorliebe für Zurückgezogenheit, die nur eine Verbannung ist, welche sie sich auflegt. Domen liebte sie,

und Domen wollte ihr ein angenehmes Haus machen; die Männer strömten hin, die Frauen hielten sich davon entfernt. Einige Gemahle hatten den Muth, ihre Gattinnen hinzuführen, da sie zu würdigen wußten, was von wahrhafter Ehre und Hingebung in diesem strafbaren Verhältnisse lag. Sie wagten es einmal, sie wagten es nicht zweimal. Nach der zurückstossenden Beschimpfung folgt die verlassende.

„Seitdem nun einmal, mein Herr, der Sauerteig in dieses Verhältniß geworfen wurde, ist alles darin sauer geworden, alles. Geht auf einem Spaziergange ein Freund an ihnen vorüber, ohne sie zu sehen, so geschah es nicht, weil er sie nicht gesehen, sondern weil er sich geschämt hat, sie zu grüßen. Befindet sich im Hause ein grober Bedienter, so ist er es nur, weil er das Recht zu haben wähnt, eine Frau zu beleidigen, welche den Namen ihres Herrn nicht trägt. Und auf den Reisen, von denen ich mit Ihnen sprach, wird ein Mann Herrn Domen anreden, während dieser Frau von Montès am Arme führt; er wird zu Herrn Domen sagen, wie glücklich und stolz er sey, einem so berühmten Bildhauer, einem Nebenbuhler von Thorwaldsen und Canova zu begegnen, und da er von Domen nur das Künstlerleben kennt, wird er sich lächelnd vor der Frau am Arme des großen Künstlers verbeugen, und ihr Glück wünschen, einen so berühmten Namen zu führen.

„Was werden sie antworten? Sollen sie einem

Fremden ihr Verhältniß, ihre Geschichte, ihr ganzes Leben anvertrauen? Sollen sie schweigen? Doch am folgenden Tage wird jener Mann selbstgefällig erzählen, daß er Herrn und Frau Domen begegnet sey; er wird sie einladen, er wird sie feiern, bis einer von jenen Schmarotzern, welche von Anekdoten aus Jedermanns Leben zehren, ihn aufklärt, daß er sich, oder vielmehr, daß man ihn getäuscht hat. Dieß wird eine neue Aechtung seyn, mit der Zugabe der Beschuldigung, gelogen zu haben. Und dennoch haben sie alles gethan, um wenigstens die Biederkeit zu bewahren, daß sie in Bezug auf ihr Verhältniß Niemand täuschen wollen. — Glauben Sie, daß dieß leben heiße?"

„Hm! das ist langweilig; doch giebt es dabei Entschädigungen; zuvörderst für Domen, der überall empfangen wird."

„Und der sich überall ausschließt. Wissen Sie, daß er seinen Bedienten aufgetragen hat, ihm alle seine Briefe heimlich zu geben; denn es kann sich darunter ein Einladungsbrief befinden, auf seinen Namen allein lautend, und Frau von Montès würde den Schimpf und Schmerz dieser Ausschließung erdulden müssen; und wenn sie diesen Auftrag ihres Geliebten erfährt, wenn sie vernimmt, daß man ihr die Briefe verhehlt, die er empfängt, glauben Sie, daß sie sogleich die zarte Aufmerksamkeit entdecken wird, die ihr Kummer zu ersparen sucht? Sie wird ein Geheimniß darin sehen, eine Intrigue, eine neue Liebschaft; sie wird eifersüchtig seyn.

„Hat sie nicht Grund dazu? Nicht weil Domen leichtsinnig, unbeständig ist, sondern weil sie weiß, daß er leidet, daß er unglücklich ist; weil sie weiß, daß sie ihn dem Leben in der großen Welt entzieht, welches das seinige seyn sollte; weil sie weiß, daß er zu Hause nur Einsamkeit, Traurigkeit, Klagen findet, sohin anderwärts Freude, Lachen, Vergnügen suchen muß, dem Leben desjenigen nothwendig, dessen Arbeit hart und unaufhörlich ist; denn er arbeitet rastlos, um wenigstens mit Aufwand das Elend seiner Existenz übertünchen zu können.

„Lassen wir nach dem Sauerteige, der diese Existenz völlig erbittert hat, die Eifersucht einkehren. Der Schmerz ist nicht mehr unaufhörlich, aber ruhig; hier giebt es Jammerrufe der Verzweiflung, Stürme, Selbstmorddrohungen, Lebenshaß. Sie lieben sich, mein Herr, sie verzeihen sich, sie schwören, dieser Welt nicht nachzugeben, die sie mit so großer Gleichgültigkeit vernichtet. Domen soll in Abendzirkeln erscheinen. Er williget ein; sie will es.

„Aber während man ihn wie einen Reisenden empfängt, auf den Niemand mehr rechnet, und ihn so fühlen läßt, was er verließ und wieder finden wird, was macht die arme Frau? Sie wartet, leidet, und durchwandelt die Wohnung, die um so leerer scheint, je umfangreicher sie ist. Fragen Sie dieselbe, ob sie zu solcher Stunde nicht lieber in ihrer Dachstube wäre, ohne

einen Sou, aber mit einer Nadel, womit sie ihr Brod verdienen könnte.

„Kehrt er zeitig zurück, so findet er sie in Thränen, die zu trocknen sie keine Zeit mehr hatte; kommt er spät, so trifft er sie zornig; denn, sagt sie, dieß ist keine Pflicht mehr, die er erfüllt, sondern ein Vergnügen, in dessen Genusse er sich vergessen hat. Ich hab' es Ihnen gesagt, von allen Arten von Unglück ist dieses Unglück das schrecklichste; es hat keine Geschichte, weil es ihm an Ereignissen gebricht; es ist kein Ruin, durch welchen ein ganzes Vermögen verschwindet; es ist kein Kind, das stirbt; es ist kein Unfall, der trifft, vernichtet, und vorübergeht; es ist ein Leiden zu allen Stunden, in jeder Minute. Ich werde Ihnen nicht erzählen, was man ein Unglück nennt; es ist das ewige Unglück, das man erzählen müßte. Ein solches Leben wird nicht durch eine jener heftigen und bekannten Krankheiten gestört, welche entkräften, und tödten oder wieder geheilt werden; es wird von einem geheimen, unfaßbaren, namenlosen Leiden verzehrt, das allen Mitteln widersteht; ich sage Ihnen, daß dieß die Hölle und Verdammniß auf Erden ist."

„Wohlan," versetzte Marcus Antonius, „ich will zugeben, daß sie unglücklich sind; aber erlauben Sie mir, Ihren Vergleich aufzunehmen. Sie haben ihr Unglück mit einer jener schweren und schmerzlichen Krankheiten verglichen, die allen Arzeneien widerstreben. Wen befallen solche Krankheiten? nervenschwache, zärt-

liche, empfängliche Leute; diese zwei Personen haben moralische Nervenschmerzen, weiter nichts; nach meiner Ansicht ist dieß eben so abhängig von ihrer körperlichen Beschaffenheit, als von ihrer Lage. Setzen Sie den Fall, Beide hätten physisch und moralisch kräftige, derbe und kalte Naturen, so würden sie alle diese Nadelstiche nicht fühlen. Ich gehe noch weiter: Denken Sie sich dieselben lasterhaft, und sie werden nicht mehr leiden. Da sehen Sie, z. B. nur Fräulein Débora. Welch' eine wundersame Geschichte hat dieses Mädchen! Ja, gewiß, es war sehr unglücklich, es hat gelitten, und das Glück, das ihm geworden ist, wohl zum voraus bezahlt; aber es ist ihm denn doch geworden.

„Wer war es? Ein armes Bettlermädchen, das an den Strassenecken sang, die Hand nach dem Sou ausstreckte, den man ihm zuwarf, öfter damit es schwieg, als damit es sang; geprügelt, wenn es Abends nach Hause kam, ohne die von dem Marktschreier, der sich Vater des Mädchens nannte, verlangte Summe mitzubringen; Blösse, Elend, Hunger, übermässige Arbeit, beständiger Schrecken, erfüllten sein Leben bis zu dem Tage, wo ihm ein Zufall vergönnte, jene mächtige Intelligenz zu zeigen, die sich in ihm regte.

„An diesem Tage betrat es die Bühne, und ließ jene Stimme ertönen, die an den Strassenecken verachtet, und nun mit Rührung und Bewunderung von denjenigen aufgenommen wurde, denen es die herrliche Musik von Gluck, Rossini und Mozart vorgetragen.

In wenigen Jahren erntete Débora Ruhm und Vermögen, und damit dem Triumphe dieser ehrgeizigen Eitelkeit nichts fehle, erschienen die Schönsten und Elegantesten, und legten ihre Liebe zu ihren Füßen; sie hat geprüft, bevor sie wählte, sagt man, und jenen gewählt, um welchen die Schönsten und Vornehmsten sich stritten.

„Dieser Mann betet sie an; er ist ihr Sclave, und fürchtet sich nicht, wie Herr Domen, wegen seiner Liebe; er schmückt sich damit, er trägt sie zur Schau, und da ich glaube, daß Débora in ihrer Kindheit mit jenem Zartgefühle nicht vertraut geworden, welches das Unglück der Frau von Montès begründet; da in ihrer Stellung die Liebe fast ein Recht ist, und ich ihr ob ihren Schwachheiten keine Gewissensbisse zutraue, so seh' ich nicht ein, was ein so vollkommenes Glück stören kann; denn dieß ist nicht bloß Glück, sondern Triumph, Sieg. Frau von Montès ist weniger, als sie hätte seyn sollen; sie leidet deßwegen, ich begreife es. Aber diese Débora ist mehr, als sie sich jemals träumen konnte; und wenn diese nicht glücklich ist, wer soll es seyn?"

„Wahrscheinlich Niemand," antwortete der Nachbar, „weil Sie es nicht selbst sind; denn Débora hat ihre Hölle, wie Frau von Montès."

„Eifert sie mit ihrem Liebhaber?"

„Nein."

„Ist sie eifersüchtig auf ihre Nebenbuhlerinnen in der Oper?"

„Nein."

„Ist sie mit dem Publikum nicht recht zufrieden?"

„Dieß ist nicht der Fall."

„Was fehlt ihr denn?"

„Ah!" erwiederte der Nachbar, sich die Nase kratzend, „es ist schwer, Ihnen dieß begreiflich zu machen."

Dann fuhr er fort:

„Sind Sie auf irgend eine Art Künstler?"

„Nein."

„Sind Sie etwas Anderes als Commis gewesen?"

„Nein."

„Haben Sie niemals übertriebene Ausgaben gemacht?"

„Niemals."

„Nun, haben Sie irgend einen reichen Freund, oder der verschwendet, als wenn er es wäre?"

„Ja."

„Ah! das ist gut, vielleicht kann ich auf dieser Seite die Thüre finden, durch welche ich Sie zur Erforschung des Unglücks führen will, das an jenem Leben naget, welches Sie für so glücklich halten. Sagen Sie mir, haben Sie jemals mit jenem verschwendenden Freunde ein Grisetten-Diné gehalten?"

„Ja, mehr als eines, und sehr gute."

„Sehr passend; denn unmöglich kann Ihnen dieß nicht begegnet seyn. Die Grisette, welche Sie zu Rocher de Camale oder zu Douix geführt, hat das Diné angeordnet; sie hat zunächst die Karte auf der rechten

Seite zu Rath gezogen, das heißt, in der Zifferreihe, und nicht das begehrt, was sie gerne aß und trank, sondern was ihr das Beste zu seyn schien, weil es das Theuerste war?"

„In der That, dieß ist mir begegnet, und so lang ich lebe, werde ich ein Diné in diesem Winter nicht vergessen, bestehend aus Radieschen für fünfzehn Franken, aus Spargel für sechzig Franken, und aus Erdbeeren mit einem Fasane und Hummer für fünf und vierzig Franken."

„War's dieß alles?"

„Ah! meiner Treu, ich erinnere mich der Zusätze, der Weine und Liqueure nicht; kurz die Zeche stieg für vier Personen auf hundert Thaler."

„Wie, und bei diesem prächtigen Diné befand sich nicht ein kleiner wunderlicher Artikel in Mißklang mit dem Uebrigen?"

„Ja, pardieu! und sogar ein sehr ergötzlicher. Stellen Sie sich vor, unsere zwei Grisetten, nachdem sie alle diese herrlichen Gerichte genossen, machten damit den Beschluß, daß sie ein Stück Pöckelfleisch mit Kraut verlangten."

„Nun denn, jetzt sind wir bei dem wahren Punkte. Wohlan, mein lieber Nachbar, diese schöne und berühmte Débora ist in der Lage Ihrer Grisetten; ihr Ruhm, ihr Vermögen, ihre Liebe, dieß sind die Spargel, die Erdbeeren und der Hummer Ihrer zwei Mittagsesserinen; mit diesen Gerichten würden sie Hungers ster-

ben, mit jenen auserlesenen Vortheilen stirbt sie vor Langweile.“

„Ah bah!“ entgegnete Marcus Antonius; dann fügte er bei, zum voraus über den Witz lachend, den er machen wollte:

„Aber kann sie nicht auch, wie die Grisetten, sich Pöckelfleisch mit Kraut geben lassen?“

„Ah! hier beginnt der Unterschied; hier findet sich die wunderliche, auffallende, unfaßbare, und dennoch tiefe Abstufung zwischen Débora und den Frauen, von denen ich sprach. Es ist nicht, wie bei Frau von Montès, ein Kampf zwischen ihr und der Welt, es ist ein Kampf zwischen Intelligenz und Gewohnheit, ein Kampf zwischen der ursprünglichen und erworbenen Natur.“

„Teufel! Das ist teufelmäßig spitzfindig.“

„Hören Sie mich wohl an: man bringt es nicht zu dem Talente, der Macht und dem Erfolge der Débora, ohne in sich eine große, fruchtbare Intelligenz zu haben, fähig, sich mit allen großen Ideen zu verschmelzen.“

„Das ist unbestreitbar.“

„Aber man hat nicht im Elende und in der Armuth, besonders im Bettelstande, gelebt, ohne dabei heuchlerische Gewohnheiten angenommen zu haben, welche, wenn der Bettler seine Comödie ausgespielt hat, sich in heftige, plumpe und rohscherzende Freuden verwandeln, die den Wohlthäter anspeien, welchen man durch künstliche Klagen zum Mitleiden bewogen hat.“

„Das kann wohl seyn."

„Wohlan, mein lieber Freund, so lange Débora auf den Brettern steht, wandelt die Höhe ihrer Ideen Hand in Hand mit den Ideen, welche sie ausdrückt; diese Theaterspiele gefallen ihr, weil sie geradezu Theaterspiele sind, und sie giebt dem Publikum, was das Publikum von ihr verlangt. Doch wenn sie das seidene Kleid ausgezogen, und ihre Königinkrone abgelegt hat, kehrt sie nicht zu ihrer marktschreierischen Freiheit zurück, zu ihrem Schreien, zu ihrem unmäßigen Lachen, sondern sie geht, unglücklicherweise für sie, in eine andere Comödie.

„Ihr Salon ist geöffnet; elegante Herren füllen ihn, und Frauen von wohlgesittetem Betragen stellen sich dort ein. Débora ist stolz; Débora dünkt sich allein so viel werth, als alle diese Frauen, und will es ihnen zeigen. Nachdem sie auf der Bühne die Königin gespielt, spielt sie im Salon die große Dame; sie plaudert dort, sie schmeichelt, sie spottet . . . bis zu dem Augenblicke, wo sie, von diesem neuen Auftritte, von diesem neuen Publikum ermüdet, entschlüpft, um in ein kleines verborgenes Zimmer zu eilen, wo die Souverainin, welche Jedermann in Achtung hielt, ihrem Liebhaber, der ihr folgt, zuzurufen beginnt:

„„Das verdummt mich!""

„Er will ihr eine Vorstellung machen.

„Sie geräth in Wuth, aber in keine von jenen Arten höflicher Wuth, wie Erziehung sie uns lehrt; sie

weiset ihren Geliebten verächtlich ab; sie schwört; sie flucht; zerschlagt die Möbel, und kommt eine lästige Zofe, so giebt sie ihr einen Fußtritt in die Seite; sie nennt den elegantesten Mann Frankreichs eine Gurke, mit derselben Stimme, die von Gold und Diamanten singt: er ist schmerzlich betrübt; sie jagt ihn fort, und wenn es sich nur ein wenig machen läßt, speiset sie mit ihrem Kutscher zu Nacht, und stoßt trinkend mit ihren Kammerfrauen an."

„Unmöglich!"

„Dann bringt der darauf folgende Tag die Reue; denn sie liebt ihn, oder vielmehr der verständige Theil Débora's achtet und liebt die Liebe dieses Mannes. Sie erkennt recht gut seinen Werth, sie, welche in der niedrigsten Schule einsehen gelernt hat, wie wenig die andern werth sind, und sie findet sich unwürdig, gemein, wegen solcher Erinnerungen, Bedauerungen und Rückblicke auf ihre niedrige Vergangenheit; sie fühlt sich geschaffen, um alles zu werden, was ihr Geliebter will, daß sie werde; sie ruft ihn zurück, sie bittet ihn um Verzeihung, und beginnt ihre Comödie wieder; sie erscheint wieder als die reizende und vornehme Frau, die er liebt; sie wendet ihre ganze Kraft darauf, ihre ganze Liebe; sie nützt sich noch einmal ab, der Faden reißt, und dann fangen die alten Auftritte wieder an.

„Dann flüchtet sie sich; sie verschmäht ihre Equipage, um in einen Fiacker zu steigen; sie irrt in den Umgebungen der Plätze herum, und trifft sie einen

Marktschreier, der mit seinem Gevatter einen Blick wechselt, das Zeichen einer eben vollbrachten Prellerei, und das blanke, so eben abgefoppte Geldstück weiset, mit welchem man auf Kosten des Geprellten trinken und lachen wird, so fühlt die reiche und berühmte Schauspielerin von wilden Gelüsten sich erfaßt; und begegnet es ihr jemals, zu weinen, so ist's in diesem Augenblicke.

„Worüber weint sie? Ueber ihr gegenwärtiges Glück? Bisweilen. Was beweint sie? Ihr voriges Elend? Ja und nein. Der Ehrgeiz, die Intelligenz, die erhabenen Wünsche, sind auf der einen Seite; um sie zu befriedigen, spielt sie ihre doppelte Comödie. Die Gewohnheiten, die ungestümen Erinnerungen, das Zigeunerblut, die Ungebundenheit der Armuth, Freudentaumel in Lumpen, sind auf der andern Seite, und dieß ist's, was sie verlocket, erworbenes Glück, verdienten Ruhm, gegebene und empfangene Liebe zu verwünschen."

„Sie werden mir erlauben, Ihnen zu bemerken, Nachbar, daß dieß durchaus eingebildete Leiden sind."

„Sie werden mir erlauben, Ihnen zu bemerken, mein lieber Nachbar, daß Sie so eben eine ungeheure Albernheit gesagt haben. Die Colik, das Fieber, gebrochene Glieder und Nervenschmerzen ausgenommen, ist nach dieser Ansicht alles nur ein eingebildetes Leiden. Wissen Sie also, daß man in der That nur durch die Ideen leidet. Setzen Sie eine Vettel von der Strassenecke an die Stelle der Frau von Montès, und sie

wird von allen Schmerzen verschont bleiben, welche jene arme Frau tödten. Setzen Sie die Tochter einer Thürsteherin an den Platz der Débora, kühlen Sie diese verzehrende Natur ab, und sie wird keinen von den plötzlichen Rückkehrwünschen fühlen, die sie quälen, oder stimmen Sie die Höhe ihrer Intelligenz herab, und sie wird zu ihrer Vergangenheit zurückkehren ohne innere Vorwürfe, ohne Bedauern, ohne mit sich selbst schmerzlich zu zerfallen. Das Unglück liegt im Widerstreite, und ist so stechend, so rastlos, daß es dieses Leben durchglüht, ausdörret, bedroht, tödtet."

„Wohlan," versetzte Riponneau, „wenn ich nach meiner Ansicht das Unglück nicht verstehe, dünkt es mir, daß es nach der Ihrigen auf Erden kein Glück giebt."

„Gerade im Gegentheile, es giebt Leute, die nichts fühlen, die nichts empfinden, die nichts lieben."

„Und wer sind diese?"

Der Nachbar machte eine düstere Miene, und antwortete mit boshaftem Lachen:

„Die Todten."

Marcus Antonius fürchtete sich, und da eine Pause fast feierlichen Schweigens eintrat, hörten sie durch die Zwischenwand, welche sie trennte, etwas wie das Geräusch eines Falles, dann lange erstickte Seufzer.

„Das ist unsere Nachbarin!" rief Riponneau aus.

„Ja," sagte der Nachbar, die Achseln zuckend, „sie seufzt."

„Aber es geht etwas Außerordentliches vor; riechen Sie den Kohlendampf?“

„Ich kenne ihn,“ erwiederte der Nachbar, ohne sich zu regen.

„Da ist ein Unglück geschehen.“

„Das ist meine Meinung nicht.“

„Das ist ein Selbstmord.“

„Sie sehen gut.“

„Ah! Lassen Sie uns eilen!“

„Lassen Sie sie machen; sie hat ohne Zweifel Gründe, so zu handeln, die wir nicht kennen.“

Riponneau warf auf den alten Nachbar einen wüthenden Blick der Entrüstung; der alte Nachbar zuckte noch einmal die Achseln, und lachte dem Riponneau in's Gesicht. Dieser lief an Juana's Thüre (die Nachbarin hieß Juana), und versetzte der Thüre einen Stoß mit dem Fuße; die Thüre, in ihrer Eigenschaft als Dachstubenthüre, brach bei dem ersten Stoße, und Riponneau trat in einen, ihm den Athem hemmenden Dunstkreis des Scheintodes. Er erblickte auf dem getäfelten Boden einen weißen Körper, bückte sich, nahm ihn in seine Arme, trug ihn in sein Zimmer, und legte ihn auf sein Bett.

Oh, wie so schön war Juana, obgleich ihre Lippen bereits schier veilchenblau waren, und ein leichter Schaum die Ecken ihres Mundes säumte.

Nach Anzündung der verhängnißvollen Kohlenpfanne, hatte sich das junge Mädchen zu Bett gelegt, ihr blan=

festes Nachthäubchen auf dem Kopfe, eingehüllt in das feinste und weißeste Leinen, dem Bade entstiegen; sie hatte mit dem Tode Gefallsucht getrieben, die kleine Gefallsüchtige, und der Tod war gierig gekommen, seine eisige Hand auf den nackten Busen seiner schönen Braut zu legen; aber zum Glücke erschien Marcus Antonius zur rechten Zeit, und sah diese reine und weiße Stirne sich beleben, diese dunkel strahlenden Augen sich öffnen und mit Erstaunen wieder schließen; er sah diese Lippen zucken, um die reine Luft einzusaugen, welche er durch die Thüre und geöffneten Fenster einströmen ließ; er sah den Busen unter den langen Athemzügen sich heben, welche das Leben zurückführten.

Wie schön sie war! Doch müssen wir gestehen, daß im ersten Augenblicke Riponneau dieß alles nur betrachtete, um mit Aengstlichkeit das Wiederaufleben der Unglücklichen zu erlauschen.

Endlich kam ein Augenblick, wo das Leben wieder völlig in diesen schönen Leib zurückkehrte. Juana wollte sprechen, Juana wollte fragen; man trug ihr Schweigen auf, man empfahl ihr Ruhe; sie wollte aufstehen und entfliehen, als sie bei diesem Vorhaben die Unordnung gewahrte, in welcher sie überrascht worden; und erröthend, und schöner noch, verbarg sie sich in dem Bette, auf welches man sie gelegt hatte.

Dann flossen die Thränen.

Die Thränen, dieser Thau, der vom Herzen fällt, und es einen Augenblick still und ruhig läßt, gleich

den Regenströmen, welche einer sturmbeladenen Wolke entstürzen, und dem Himmel einen Augenblick seine Ruhe und Durchsichtigkeit wieder geben, bis die Sonne diesen Regen aufsaugt, um einen neuen Sturm daraus zu bilden, wie das Herz seine Thränen zu neuen Ausbrüchen von Verzweiflung zurückruft.

Dieß war Poesie des Nachbars, während er die von Mühe und Thränen erschöpfte Juana einschlummern sah. Riponneau betrachtete sie auch, aber nicht, wie er sie jetzt sah, in ihre Tücher gewickelt über ihrem Häubchen, sondern wie er sie in dem Augenblicke gesehen hatte, wo er sie nicht betrachtete, als sie auf seinem Bette hingestreckt lag in dem einfachen Aufputze . . . (Sie kennen den andern Vers); und diese Erinnerung kehrte ihm so lebendig, so reizend, so lieblich zurück, daß er ungeachtet der Langweile, die er bei dem Anhören der Geschichten des Nachbars empfunden, ihn über jene des armen Mädchens fragen wollte, dem er das Leben gerettet hatte.

„Sie, der Sie alle Leute in diesem Hause kennen," sagte er zu ihm, „müssen auch wissen, wer diese Juana ist, und vorzüglich müssen Sie wissen, was sie zu dieser That der Verzweiflung getrieben hat?"

„Wer sie ist," erwiederte der Nachbar, ihn mit geringschätziger Miene anblickend, „was sie dahin gebracht hat, sich zu tödten . . . wozu ist es gut für Sie, es zu erfahren?"

„Sang sie nicht noch gestern Abend wie eine Gras-

mücke, freudig ihre Nadel handhabend, und ihre sechs Stockwerke herunterhüpfend, wie ein Vogel, der vom Himmel schwebt: leicht, lachend, mit heiterer Miene, mit aufgeworfener Lippe, ganz zierlich und glücklich? Wer sie ist? Was sie dahingebracht hat, sich zu tödten? Dieß ist wieder eines von den unsichtbaren Dramen, die hinter dem öffentlichen Dasein eines Jeden sich herumtreiben, brennend und stechend wie Zahnschmerzen, die sich nicht zeigen, und Sie tückisch morden. Sie würden nicht daran glauben."

„Ah!" sagte Riponneau, „der Erfolg ist da, um mir Glauben einzuflößen."

„Bah!" erwiederte der Nachbar, „Sie werden sagen, daß sie närrisch ist."

„Sie halten mich also für einen Schwachkopf, oder für einen kalten Selbstling, wie Sie einer sind? Denn Sie haben mir so eben die Worte gesagt: „„Lassen Sie sie machen;"" doch Sie hielten die Klagetöne, welche wir hörten, für Scherz, nicht wahr?"

„Ganz und gar nicht; nur hatte ich ihr Bestes im Auge . . . und vielleicht auch das Ihrige."

„Das Meinige?" fragte Riponneau; „was wollen Sie damit sagen?"

Aus dem Auge des Nachbars blitzte eine Flamme, die durch das Zimmer und die Mauer zu leuchten schien, und im fernen Raume sich verlor, und er antwortete kaltblütig:

„Die Zukunft wird für mich bürgen. Jetzt in wenigen Worten, was Sie zu wissen wünschen:

Diese Juana ist die Tochter eines Zitzdruckereiarbeiters; sie ist das siebente Kind einer zahlreichen Familie, das siebente Kind, fast zehn Jahre nach allen andern angekommen, folglich sehr übel aufgenommen von Großen und Kleinen, von Vater und Mutter.

„Mein junger Freund," fuhr der Nachbar fort, „nichts ist so heilig, so geweiht, so schön und so achtungswürdig, als die mütterliche Liebe, und die väterliche Liebe, und die brüderliche Liebe; aber gerade deßwegen, weil diese Gefühle die mächtigsten der Natur sind, weil, wenn man sie zerstört, man völlig grausam und böse wird. Dieß ist das Schiff, welches von einem dreifachen eisernen Ankertaue zurückgehalten wird; ist die Anstrengung des Windes stark genug, das Tau zu zerreissen, so treibt das Schiff über jede gewohnte Bahn hinaus.

„Das Herz möchte Ihnen bluten, wüßten Sie, welche harte Begegnungen dieses Kind von seiner Familie zu erdulden hatte: Entziehung der Nahrung und Kleidung, Kälte, Hunger, man hat es auf alle Weise gequält. Du siehst sie schön und groß, und von jener üppigen Schönheit, welche die Entwickelung aller Kräfte der Jugend bezeichnet; wohlan, dieß alles war Magerkeit, Schwindsucht, gekrümmter Rücken, schmale Brust, keuchende Stimme. Zehn Jahre sind so verflossen, ohne daß sie ihre Familie einer unnützen Last, zu der sie ihr geworden, entbürdet hätte.

„Endlich erbarmte sich eine Schwester der Mutter

dieses Kindes, und nahm es zur Ernährung. Dieß war die Frau eines reichen Schlächters, dickbeleibt, zänkisch, stark in starken Worten. Juana gewann in diesem neuen Dasein alles, was der Lendenbraten eines Ochsen, und gute Hammelcoteletten gewähren können, nämlich die Entwickelung einer reichen körperlichen Natur; aber Seelenspeise, geistige Nahrung, fehlte ihr noch mehr, als in ihrer Familie.

„Es gab für sie keine andern Worte, als solche, die ihr vorwarfen, ich will nicht sagen das Brod, aber das Fleisch, welches sie aß; und bemerken Sie, Nachbar, daß dieses Mädchen mit allen guten Anlagen zur Dankbarkeit geboren war. Allein man verfuhr so gut, daß man in ihr dieses so seltene Gefühl erstickt hat. Sie haßte alles, was sie umgab, und war dahin gekommen, mit fünfzehn Jahren nur einen einzigen Wunsch zu haben, zu wissen, wie sie sich an Jedermann rächen könnte. Vor einem Jahre, da sie achtzehn Jahre zählte, gab ihr der Tod ihrer Tante die Freiheit wieder.

„Unter den schlechten Lehren im Hause ihrer Tante, hatte Juana auch jene aufgefaßt, welche aus der bedauernswürdigen Lage ihres Onkels hervorging. Willst Du sie wissen? Willst Du wissen, wie dieser Mann (und es giebt solcher, wie er, tausende in Paris) bei dem völligen Anscheine gedeihlichen Geschäftsbetriebes und häuslichen Glückes, ein höchst unglücklicher Mann war? Geschah's aus Unklugheit, oder vielmehr aus

Verschwendung, um die Luxusgelüsten seiner Frau zu befriedigen, er hatte sein Vermögen bloßgestellt.

„Nur zwei Schritte trennten ihn noch von seinem Untergange, als ein Freund erscheint, ein ehrlicher Ochsenhändler; er will Juana's Onkel helfen; er trägt ihm Gelder an, leiht ihm auf Schuldscheine, die durch Verschreibung von Grundbesitz garantirt sind, und durch alle guten Vorsichtsmaßregeln, die der Wucher nur immer ersinnen kann. Unser Schlächter, dessen Ruin man voraussagte, triumphirt, und kann allen eine Maulschelle geben, die ihn dem Verkehre schon als verloren bezeichneten; er verdoppelt folglich seine Ausgabe für die angebetete Gattin, welche ihn schon so tief in Schulden gesteckt hatte.

„Der Darleiher freut sich darüber. Dieß ist gut.

„Die Verfallzeit kommt an; Zahlung ist unmöglich, und zu der Gewißheit dieser Unmöglichkeit gesellt sich die noch schrecklichere Gewißheit, daß die Schlächterin mit ihrer Person die Gefälligkeit bezahlt hat, womit der Darleiher seine wucherische Freigebigkeit erneuert.

„Bis hierher war man klug, verschwiegen, unterwürfig. Jetzt spricht man laut, spottet, beleidigt; in der That, der Gatte hat die Wahl zwischen unmittelbarem Ruine, und kalter Hinnahme seiner Entehrung; er würde den Ruin vorziehen; aber er hat Kinder, die vor Hunger sterben werden, und eine Tochter, welche die Schande ihrer Mutter entehren wird. Wagt er übrigens eine Klage zu stellen, so ist die Antwort ganz

einfach: ein Schuldner verleumdet seinen Gläubiger. Welchen Entschluß soll er fassen? Denjenigen wenigstens, welcher Vermögen und Schein zugleich rettet. Er wird der Freund seines Ochsenhändlers; er ladet ihn ein, und bewahrt die Maske des Vertrauens, des Glückes, der Fröhlichkeit. Und seine Nachbaren sagen: „„Er weiß nichts, daher besteht auch die Sache für ihn nicht. Das ist ein Glück.““ Oh! nein, Nachbar, das ist zuvörderst eine stumme Qual, dann, wenn der Uebermuth der Strafbaren alle Grenzen überschreitet, kommt sie im Geheimnisse seiner Haushaltung zum Ausbruche; er tobt, er schreit. Aber die unversöhnliche, auf ihre Gewalt trotzende Frau, antwortet ihm kalt:

„„Aber, mein Gott! weis ihm die Thüre, mir ist's recht.““ — „Er soll den Mann fortjagen, in dessen Händen seine Existenz und seine Ehre liegen, nicht bloß seine Existenz, sondern auch jene seiner Kinder; er kann es nicht, und schleppt wieder seine schimpfliche Kette, die Wuth im Herzen. Aber wer weiß dieß? Niemand außer dem Hause; denn der Schlächter besitzt seine Eitelkeit; er will lieber für einen Dummkopf, als für eine Memme gelten. Niemand ahnet, was er leidet, ausgenommen die Seinigen, und unter den Seinigen Juana.

„Was konnte sie aus diesem Verhältnisse lernen? Das, was nothwendigerweise in einem so schlecht cultivirten Geiste keimen mußte, der Gedanke, daß man mit Geld alles hat, selbst das Recht, alle Pflichten zu

übertreten. Wonach strebte sie also, da sie frei war? Reich zu werden? Sie hatte zu viel unter Berechnungen gelebt, um nicht gut zu berechnen; sie hat sich nicht beeilt, sondern eine gute Gelegenheit abgewartet, und keine andern Anträge angehört, als solche, welche ein großes, durch Heirath zugesichertes Vermögen begleitete.

„War sie unvorsichtig genug, Versprechungen zu vertrauen, und hat sie vielleicht Demjenigen jetzt nichts mehr zu geben, der nichts mehr zurückgeben will? Oder hatte sie etwa nicht Geschicklichkeit oder Reize genug, um durch ihre Strenge Denjenigen, der sie liebt, zum Heirathen zu drängen? Dieß weiß ich nicht; aber so viel ist wahr, daß sie in acht Tagen heirathet . . . .“

Der Nachbar hatte nicht ausgesprochen, als ein alter Herr von ehrwürdigem Anzuge, mit Perücke und rothem Bande, eintritt, und nach Juana fragt. Welche Ueberraschung! Er ist einer der reichesten Finanzbeamten des administrativen Frankreichs, ein Generaleinnehmer, der mehr werth ist, als ein Banquier, und fragt nach Fräulein Juana . . . Man zeigt ihm die Schlafende, nach vorausgegangener Erzählung des Vorfalles.

Der Finanzbeamte bittet, daß man sie wecke, und sie Beide allein lasse. Der Nachbar geht fort, und Marcus Antonius, der daran denkt, daß er zu Hause ist, wünscht zu bleiben; er fürchtet, daß die schöne

Juana während seiner Abwesenheit fortfliegen möchte. Nur verspricht er so wenig als möglich zu hören, mit der mißtrauischen Absicht, alles zu hören. Der Alte nähert sich dem Bette, und hier folgt genau, was Riponneau von dem Gespräche vernimmt:

„Sie haben meiner Tochter einen Brief geschrieben, worin Sie ihr sagen, daß Herr von Belmont, ihr Bräutigam, sie betrüge; daß er Sie liebe; daß er Ihnen versprochen habe, Sie zu heirathen . . ."

Die Stimme erlischt in einem Gemurmel, wobei die Worte Riponneau entgehen. Einen Augenblick danach fährt die Stimme fort:

„Sie hätten meine Tochter beinahe getödtet; sie hütet das Bett, todtkrank, untröstlich, und will nichts mehr von dieser Heirath wissen."

„Das ist meine Rache, mein Herr," erwiedert Juana.

„Aber diese Rache trifft Leute, die Ihnen durchaus nichts Böses gethan haben, nicht wahr? Ich will diese Heirath, ich bedarf ihrer; aber meine Tochter wird so lange nicht einwilligen, als nicht die nämliche Hand, die ihr diesen niederträchtigen Brief geschrieben, einen neuen mit der Erklärung schreiben wird, daß jener eine Erfindung enthielt, durch welche man Herrn von Belmont schaden wollte . . ."

„Niemals!" rief Juana mit entschlossener Stimme aus.

Der Alte murmelte.

„Niemals!" sagte Juana mit sanfterer Stimme . . .

Der Alte murmelte wieder; dann betrachtet er plötz-

lich, und wie von einer schnellen Idee angeregt, Marcus Antonius; und dann geht das Gemurmel fort und fort, wie ein unversiegbarer Fluß.

Während dieser Zeit läßt Juana einige „nein" immer weniger ernstlich entschlüpfen; dann wirft sie einen holdseligen Blick auf Riponneau, senkt den Kopf, und endet mit Schweigen. Die Comödie war aus; hören Sie, wie sie gespielt wurde.

Der Herr entfernte sich, indem er zu Riponneau sagte:

„Ich danke, mein Herr, für die Sorgfalt, welche Sie diesem liebenswürdigen Kinde erwiesen haben. Unsere ganze Familie, die an ihr Antheil nimmt, wird Ihnen für Ihre gute Handlung Dank wissen, und wir würden glücklich sein, Sie belohnen zu können, indem wir Juana in ihrem Kummer Hülfe brächten."

Mit diesen Worten ging der ehrwürdige Greis fort, und ließ sie beisammen.

Nun lassen Sie uns die Sache kurz wiederholen. Das Stück hat am Montage begonnen; gehen wir über zum

Dienstage.

„O Juana!" sagte Marcus Antonius; „wollen Sie noch immer sterben?"

„Gestern wollte ich es noch; denn ich glaubte nicht an edelmüthige und uneigennützige Herzen."

„Und Sie glauben jetzt daran?"

„Haben Sie mich nicht gerettet, ohne mich zu kennen?"

Mittwoch.

„Was ist dieß? Ihnen das Leben zu retten, ist nichts; mein Glück wäre, Trost in dasselbe zu bringen?“

Donnerstag.

„Es giebt keinen andern Trost für gebrochene Herzen, als in den süßen Neigungen, und ich habe keine Freunde.“

„Ich werde der Ihrige sein.“

„Ich habe keine Familie.“

„Ich werde sie Ihnen ersetzen.“

Freitag.

„Nach dem, was ich für einen Andern gethan habe, müssen Sie mich verachten.“

„Ich bewundere, ich verehre Sie.“

„Sie werden mich niemals lieben.“

„Ich liebe Sie schon wahnsinnig.“

„Wahnsinnig, Sie haben recht; denn wohin wird Sie dieß führen?“

„Mich Ihrem Glücke zu weihen.“

Sonnabend.

„Mein Glück werde ich nirgend finden, als in einer gesetzlichen Verbindung, und Sie werden mich niemals heirathen wollen.“

Sonntag (nach einer Nacht der Ueberlegung).

„Wenn Sie wollen, gehört mein Name Ihnen.“

Dieses Zweigespräch ist aus den letzten Worten achttägiger Unterhaltungen zusammengesetzt, von denen jede vier Stunden dauerte; als aber dieses verhängnißvolle und höchste Wort gesprochen war, das Wort: „Ich werde Sie heirathen," sagte man Marcus Antonius, daß er ein reiches Heirathsgut und den Schutz des ehrwürdigen Herrn erhalten werde, den er gesehen habe.

„Nun ist's an mir, glücklich zu sein," rief dann Marcus Antonius aus, „nun bekomme ich Vermögen, Ansehen, Glück!"

Und drei Monate danach erhielt er seine Ernennung als Unterchef, eine Aussteuer von 40,000 Franken, und Juana's Hand.

Ein einziges Ding trübte diesen schönen Tag: das Haus verlassend, blieb Riponneau's Miethkutsche an dem weißen Wagen hangen, welcher eben die Leiche des Fräuleins von Crivelin holte; und der Doctor Fuin, einer von Juana's Zeugen, mußte das Hochzeitmahl verlassen, um sich zu Domen zu begeben, der sich einen mißlungenen Pistolenschuß in's Herz gegeben hatte.

Nach Aeußerung der Gäste war Adèle an einem Brustleiden gestorben, und Domen zum Versuche des Selbstmordes wegen seiner Nichtaufnahme in das Institut gebracht worden. Eine einzige Stimme erhob sich, um diesen Erläuterungen zu widersprechen, nämlich jene des Nachbars, welchen Riponneau zur Hochzeit eingeladen hatte, und der sich zu sagen begnügte:

„Nein, dieß ist ganz einfach die nothwendige Entwickelung von zweien jener unsichtbaren Dramen, welche unter der socialen Oberhaut wimmeln."

„Was will dieß sagen?" rief man von allen Seiten. „Was ist ein unsichtbares Drama?"

„Sie wollen es wissen?" sagte der Nachbar. „Wohlan, geben Sie Acht; es giebt ein solches, welches in diesem Augenblicke an unserer Seite beginnt."

Niemand verstand dieß, selbst Riponneau nicht.

Aber sechs Monate später, als seine Frau gebar, und er einige Bemerkungen machen wollte, und seine Frau ihn einen elenden Papierkratzer nannte, und ihm bewies, daß, ohne sie, er noch im Schmutze seiner Dachstube säße;

Acht Tage nach dieser Geburt, als er eine Beförderung erhielt, und einen Pathen wählen sah, den er nicht kannte, und welcher der Sohn des Ministers war, der ihn beschützte;

Drei Monate nach dieser Beförderung, als er, kummervoll und traurig, den büreaukratischen Thron von grünem Leder, wo seine frühern Collegen ihn so eben demüthig begrüßt, verlassen hatte, und bei einer Wendung der Allee der Wittwen im Hintergrunde eines schlecht vermachten Fiackers, seine schöne Juana und den Pathen, den Sohn des Ministers, sitzen sah;

„Einige Stunden nach dieser Begegnung, da er,

heimgekehrt, Lärm schlagen wollte, und man ihm drohte, sich durch das Fenster hinauszustürzen;

Lange Zeit darauf, da er in dem Maße, als seine äußere Achtung durch den Eifer seiner Pflichterfüllung stieg, die Achtung in seinem Innern sich vermindern sah;

Einige Jahre später, da seine Frau, uneingedenk des Elendes, dem er sie entrissen, und der thörichten Liebe, die er noch immer für sie fühlte, die Verachtung seiner Diener gegen ihn wendete, ihn seinen Kindern lächerlich machte, die gesetzlichen Kinder dem Erstgebornen opferte, alle Achtung mit Füssen trat, — dann kam Marcus Antonius Riponneau, — mit sechs und dreißig Jahren Divisionschef, Bittschriftenmeister*), geschmückt mit dem Orden der Ehrenlegion, geehrt wegen seiner Redlichkeit und Fähigkeit, gepriesen als einer der Glücklichen des Jahrhunderts, denn er verhüllte mit äusserster Anstrengung das Scandal seines Hauses, — zum Verständnisse dessen, was der Nachbar hatte sagen wollen, als er an seinem Hochzeittage von dem beginnenden unsichtbaren Drama sprach.

Leidenden Personen kommen die wunderlichsten Gedanken; er ging seinem ehemaligen Hause zu, wo er so viel mit den Füssen gestampft, so viel mit der Faust an die Mauern geschlagen hatte. Er stieg in das sechste

*) Maître des requetes, Empfänger und Ueberbringer der Bittschriften an den König.

Stockwerk hinauf, das er bewohnte, blieb vor der Thüre jenes Zimmers stehen, worin er sich so unglücklich gefühlt, und begann sein früheres Unglück zu beweinen; Juana's Thüre blickte er nicht an, und kam zu jener seines alten Nachbars; dahin wollte er.

Er klopfte an; ein blonder und rosiger Kopf machte ihm auf.

„Was wünschen Sie, mein Herr?"

„Einen alten Herrn, der vor einigen Jahren hier wohnte." . . . . . .

„Wie hieß er?"

„Ich weiß es nicht; aber er war Copist, glaub' ich."

Eine junge Frau erschien, schön und traurig.

„Ah! ich weiß, von wem Sie sprechen wollen, mein Herr; ein kahler Greis . . ."

Sie schilderte ihn unverkennbar.

„Wissen Sie, wo ich ihn finden könnte?"

„Warten Sie, mein Herr, ich will es Ihnen sagen; denn er wechselt oft seine Adresse, schickt aber immer seine neueste her."

Während die junge und schöne Frau suchte, tönte eine rauhe Stimme aus den Alkoven.

„Was giebt's, Manon?"

„Ein Herr sucht eben die Adresse des alten Miethmannes . . ."

„Ist dieß Ihr Mann?" fragte Riponneau mit Eckel.

„Ja, mein Herr; er ist ein wenig krank."

Der Lump war ganz betrunken.

„Hier ist die Adresse, mein Herr.“

„Meine gute Frau,“ sagte Riponneau, „Sie scheinen mir nicht glücklich.“

Und er wies mit dem Blicke auf ihren Mann.

„Erlauben Sie mir, Ihnen für Ihre Gefälligkeit zu danken.“

Mit diesen Worten bot er ihr zwei Louisd'or.

„Ich danke, mein Herr,“ erwiederte die junge Frau, „mein Mann ist ein guter Arbeiter, der viel arbeitet . . . wenn er nicht leidet . . . ich danke . . .“

Riponneau warf einen Blick in das Zimmer: er sah das Elend, das scheußliche, der Wohlhabenheit gefolgte Elend; ein Bett von Acajouholz, ein eleganter Tisch, Stühle, die einen Salon angehörten, waren geblieben.

Er ließ zehn Louisd'or in den Händen des Kindes, und ging fort, indem er sagte:

„Wieder eines von jenen unsichtbaren Dramen, über welches die Ergebenheit, Pietät und Arbeit dieser edlen armen Frau einen Schleier werfen, den vielleicht Niemand als ich gehoben hat.“

Also sprechend, betrachtete er die geschriebene Adresse, die man ihm in die Hand gegeben, und las diese Worte: „Angestellt als Austräger der Lieferungen vom „Teufel in Paris“ bei Herrn Hetzel, Straße Ménars, Nro. 10.“ Vorgestern ist Herr Riponneau zu unserm Herausgeber gekommen, hat aber keinen von unsern Austrägern erkannt. Dann hat er unsere ersten

Lieferungen genommen, und nachdem er sie gelesen, ausgerufen:

„Der Teufel soll mich holen, wenn er nicht selbst der alte Nachbar gewesen ist!“

Frédéric Soulié.

Woran man einen Schriftsteller in Paris erkennt, und was man dort unter dem Wort versteht: Ein Buch.

Paris ist unstreitig die Weltstadt, worin sich die größte Zahl von Schriftstellern befindet. Jener Ueberfluß an Schriftstellern, den man dort bemerkt, rührt ohne Zweifel daher: daß man, um in Paris für einen Schriftsteller zu gelten, ein Buch geschrieben haben muß, wie man, um dort für einen Maler zu gelten, ein großes Gemälde gemacht haben muß. Ein Buch ist eine Idee, oder etwas, was ihr gleicht, oder selbst etwas, was gar nichts gleicht, und dessen Name unter gangbarem Titel den obern Theil eines Octavbandes von vierhundert Seiten einnimmt. Gott behüte denjenigen, der sich um das bekümmert, was darunter ist!

In einem Buche haben Sie zwei Sachen: den Titel, der kurz, bedeutsam, voll deß ich weiß nicht was wundersam Geheimnißreichen sein soll, wie die Ueberschrift einer köstlichen Büchse: von der Vernunft, vom Geschmacke, vom Geiste; und dann den

Stoff, der alles ist, was man will, wenn er nur die wesentlichen Eigenschaften eines Stoffes hat, nämlich die Ausmessungen nach der Höhe, Breite und Dicke, woraus der feste Langwürfel gedruckten Papiers besteht.

Finden Sie außerdem noch Geist, Geschmack und Vernunft darin, so ist dieß reiner Gewinn; wir verlangen nicht so viel davon: wir haben, dem Himmel sei's gedankt, ein Buch und einen Verfasser mehr. Muß man sich darüber beklagen? Nein, aber es ist doch klug, einem Lande zu mißtrauen, worin die großen Schriftsteller sich nach Hunderten zählen, und einer Litteratur, deren berühmte Bücher so zahlreich sind, daß man sie nicht zählen könnte.

Ich habe einen Mann gekannt von unermeßlichem Wissen, der sein Leben damit zubrachte, alle wissenschaftlichen und vernünftigen Geschlechtsbegriffe, nach der Reihe, wie sie ihm zukamen, zu sammeln, und wie diese Reihe natürlich jene einer ausgezeichneten Erziehung war, wo der vollkommen geleitete Gedanke, in beständigem Fortschreiten, von seinen ersten Wahrnehmungen zu den überspanntesten Resultaten des Studiums und Nachdenkens übergeht, hatte er damit geendiget, sich zu seinem Gebrauche eine Encyclopädie zu machen, die jener des Herrn d'Alembert weit überlegen, und nach einem Plane angelegt war, dem der Vorzug vor jenem des Kanzlers Baco gebührte. An seinem Todestage, den 9. October 1808, erinnerte er sich, daß er seinem Werke noch keinen Titel gegeben habe; er ließ sich

das Manuscript auf sein Bett bringen, durchlief mit einem Blicke die erste und letzte Seite, und schrieb mit noch fester Hand folgende Worte vorne hin:

Indische Schweine.

Seine Allwissenheit würde ihm heut zu Tage keinen erledigten akademischen Sitz in der Section der Thierkunde verschaffen.

Die alten Prosaiker wußten nicht, was ein Buch sei. Pythagoras, Democritus, Socrates, Epicur, haben kein einziges geschrieben. Höchstens könnte man noch diesen Namen den Dialogen des Plato, den Aphorismen des Hippocrates, und den Sittenlehren des Plutarch geben. Valerius Maximus, Aulus Gellius, Montaigne, Lamotte le Vayer, Diderot u. a., haben die Frage klar entschieden. Sie haben nur die Blattseiten gelassen, womit man Bücher für tausend Generationen von Pedanten machen kann.

Man muß alles sagen. Wir haben wohl noch einige große Schriftsteller, die keine Bücher geschrieben haben; aber diese hatten sich einem entgegengesetzten Uebermaße hingegeben, und in ihrem Leben nie eine Zeile geschrieben; es bleibt wahr, was ich früher sagte, daß man ein Buch müsse geschrieben haben, um in Paris für einen Schriftsteller zu gelten, es sei denn, daß man den Satz so umgestalten wollte: Um in Paris für einen Schriftsteller zu gelten, muß man niemals etwas geschrieben haben."

Was mich betrifft, wenn eine üble Gewohnheit, oder das Bedürfniß, mich unter Krankheitsanfällen zu zerstreuen, so lange es mir nicht gelingt, mit Possidonius zu sagen, daß es keinen Schmerz giebt, mich noch zu schreiben zwingen, so geschieht dieß nicht, um ein Buch zu verfertigen. Ich würde höchstens den letzten abgerissenen Blättern meiner Schreibtafel einige Erinnerungen, einige Eindrücke, einige flüchtige Träumereien überlassen, während der Tod käme, um lachend über diese sibyllinischen Blätter hinzuhauchen, und sie mit mir den Elementen zu übergeben.

Charles Nodier.

Ein Tag in der Schwimmschule.

Inhalt.

Paris und die Seine. — Nachenführer und Fischer, Monographie. — Das Schiff. — Der Pariser-Schwimmer, Schwimmschule. — Bäder Vigier. — In der Schwimmschule: Der Morgen, die Frühstücke, der Schwimmmeister, von Stunde zu Stunde, die Rotunde, das Amphitheater, Gymnastik, Gruppen, Stellungen, verschiedene Anblicke, philosophischer Blick, Eitelkeit und Nichtigkeit, das Caféhaus, eine Comptoir-Dame, Schiffahrtgewohnheiten. — Das volle Wasser. — Das Mittagsessen, der Abend, venetianische Nächte. — Frauenzimmer-Bäder. — Trachten, Sitten Gewohnheiten. — Geheime Zeichen. — Der Fluß des Lebens.

Für denjenigen, welcher in den Gewohnheiten und Neigungen einer großen Stadt nicht bloß die unterhal-

tende Seite oder den Anblick des Lächerlichen sucht, hat jede Sympathie, jeder Hang, wenn sie auch noch so sehr befremden, originelle und nothwendige Ursachen. Wirft man einen raschen und unbefangenen Blick auf den Stufengang des Lebensalters, so sieht man jeden Gebrauch, jede Neigung natürlich aus Thatsachen hervorgehen, fast immer mit Weisheit.

Die Zeit, welche alles verändert, was sie nicht verbessert, setzt freilich oft die Thorheit, die Ungereimtheit die Sucht und die Unvernunft an die Stelle dessen, was zuerst regelmäßig und vernünftig war. Der Pariser liebt die Seine wie der Venetianer das adriatische Meer liebt. Das Pariserkind, wenn es könnte, würde aus seinem Fluße ein Meer machen. Wie oft hat es ernstlich von diesem Wunder geträumt! Wie wichtig behandelt daher der Pariser seine Beziehungen zur Seine! Er hat seine Häfen, seine Kanäle, seine Flotte, seine Seeleute, seine Schifffahrt, einen unermeßlichen Handel, seine schwimmenden Flösse und seine Feuerboote: dieß für seine Interessen, für seine Arbeit und für sein Wohlseyn.

Auf diesem Wege, der durch Paris zieht, nach Pascals Aeußerung, sieht die Stadt an der Mündung des Flußes die Lebensmittel der reichsten Provinzen sich drängen; bei dem Ausfluße strömen alle Erzeugnisse der Welt zusammen. Man hat von Gewässern gesprochen, die Gold fortwälzen; die Industrie hat den Sand unserer Flüsse mit Gold beladen.

Paris hat zu seinem Vergnügen seine kleine, zierliche, elegante, leichte und bewimpelte Flotte; die Aufseher und Nachenführer der Seine sind gewiß von belustigender Natur; es ist ohne Zweifel schwer, nicht über die nautische Wichtigkeit zu lachen, in welche sie ihre Person, ihre Sitten und ihre Sprache hüllen; das ist der Fasching auf dem Wasser. Indessen kann man, ohne zu große Anstrengung, in dieser bis zum Possierlichen getriebenen Einbildungskraft, die Spuren des ursprünglichen Instinktes und der ersten Liebe zu Ufern und Flüssen wieder finden.

Der Nachenführer der Seine hält sich streng an seine Tracht: er trägt die Salopête, einen Unterrock von grober Leinwand als Wischlappen; die Salopête wird nicht gewaschen, jeder Flecken ist ihr eine Zierde; der wollene Janker, die Vareuse und die mit schottischen Farben bordirte Kindermütze vollenden den Anzug. Die Sprache des Nachenführers ist die schrecklichste, die man hören kann; er pflanzt alle Farben auf, ohne sich allzusehr zu bekümmern, zu welcher Nation er sich dadurch bekennt; er hißt das Segel und zieht es ein mit solcher Geschicklichkeit, daß er und seine Nachenbenützer sehr oft in die unschuldigsten Wasserpfitzen plumpen. Er ist der Tyrann des Flußes, den er rastlos schäumen macht; er reibt sich aber nicht gerne an den ernsten Seeleuten; er bindet mit den armseligen und harmlosen kleinen Fahrzeugen der Spazirenfahrenden an; dann hat sein Schlagen, das heißt:

sein Angriff, die ganze Wildheit des Enterns eines Corsaren.

Neben den Nachenführern trifft man die Angelfischer. Sie leben in beständiger Feindschaft miteinander; der Fischer kann nur im Schweigen und in der Unbeweglichkeit bestehen, der Nachenführer nur durch Geschrei und Lärm; nach dem Wasser und dem Nachen ist der Ungestüm sein drittes Element.

Für den Angelfischer giebt es keine Ungunst der Witterung; er trotzet allem; die Gewalt seiner Leidenschaft kennt kein Hinderniß. Der Angelfischer ist ein Lamm, wenn der Fisch sich nicht widerspänstig zeigt; aber ein Tiger, ein Haifisch, wenn er widersteht. Mit Liebe betrachtet er einen Gründling; selbst ein Weißfisch entlockt ihm ein Lächeln; ein alter abgetragener Schuh, oder eine von den tausend Unrathsachen, welche die Seine fortrollt, bringt ihn in Wuth.

An Sonn- und Festtagen fischt der Angelfischer umgeben von seiner Familie, von seiner Frau, seinen Kindern, seiner Bonne und seinem Hunde, der oft aus Langweile gähnt.

Wendet der Gedanke sich zur Vergangenheit, so erblicken wir durch die Finsternisse, welche den Ursprung des alten Lutetia umnachten, die Wiege von Paris auf eine Insel inmitten der Gewässer gestellt. Von Jahrhundert zu Jahrhundert ist die Seine für Paris eine Quelle immer steigenden Gedeihens. Zum Zeugnisse dieser Wohlthaten hat die Stadt Paris in ihr Wappen

ein Schiff aufgenommen, als ein dauerndes Zeichen ihrer Dankbarkeit für diese Flußschifffahrt, welche die Grundlage ihrer Größe war.

Paris und dessen Behörden haben die Seine geheirathet, wie Venedig und dessen Dogen mit dem adriatischen Meere vermählt waren.

Der Pariser, nicht jenes Mestizenwesen, das aus allen Winkeln Frankreichs die große Stadt bevölkert, der Pariser von reinem Blute hat für seinen Fluß all jene Vorliebe und jenen Geschmack, den man bei den Anwohnern unsers dreifachen Küstengebietes findet. Das erste Vergnügen, welches das Kind der Seine genießt, ist der Versuch zu schwimmen. Paris zählt Schwimmer, welche den geschicktesten Schwimmern in den berühmtesten Häfen weit überlegen sind; dieß sind lauter Kinder des Volkes; sie haben sich alle selbst gebildet, und ohne andere Lehrer, als ihre Unerschrockenheit und die Natur.

Paris ist nicht nur die Stadt Frankreichs, sondern die einzige Stadt der Welt, welche Schwimmschulen eröffnet, und diese Kunst durch aufgestellte Lehrer und nach Grundsätzen gelehrt hat. Die Schwimmkunst war lange vor der Fechtkunst, dem Tanze, der Reitkunst und Gymnastik, die heut zu Tage in den Schulen eingeführt sind, ein Theil der Erziehung der Pariserkinder. Diese Unterweisung war lange Zeit an den Ufern zerstreut, hielt sich an keine Regel, und unterwarf sich keiner Zucht und Ordnung; sie war voll Gefahren.

Zwei Schwimmschulen wurden an der Seine errichtet, vor vierzig Jahren; sie waren an den zwei Endpunkten des Flusses angebracht: die eine oben, stromaufwärts; die andere unten, stromabwärts; jene lag am Kai Béthune, an der östlichen Spitze der Insel Saint-Louis; die andere am Ende des Kai Orsay, neben der Eintrachtbrücke.

Bald war die Seine mit Viersousbädern bedeckt; die Decimalverjährungen, für welche wir einen großen Respekt hegen, haben es nicht dahin gebracht, diesen Namen aus den Gewohnheiten der Volkssprache auszumärzen. Diese Bäder, worin man nun zwanzig Centimes bezahlt, boten einen abstoßenden Anblick. Einige schlecht zusammengefügte Bretter, mit grober Leinwand bedeckt, bezeichneten diese köstlichen Plätze. Man lieferte dort Unterbeinkleider für jene, die sie bezahlen konnten; die Mehrheit der Badenden unterdrückte diese eitle Zierde, und die Bademäntel waren völlig unbekannt.

Nur die vier Anstalten der Bäder Vigier erhöhten den Anblick der Seine.

Hier ist es, wo der friedliche Bürger sich weichlich in die Tiefe der Badewanne versenkt; er taucht sich nach der Stunde ein; er weiß sich mit allen ihm liebgewordenen Bedürfnissen zu umgeben; seine Uhr, sein Thermometer, sein Taschentuch, seine Tabaksdose, die auf der Nase wohlbefestigten Brillen, und unter seinen Augen sein Lieblingsbuch: dieß sind seine Freuden. Er

richtet sein Bad künstlich nach Graden ein, und sieht mit Stolz den Ballon seines Schmeerbauches auf dem Wasser schwimmen. Im Bade träumt der Pariserbürger vom Morgenlande, dessen Wonnen, Wollüsten, Wohlgerüchen, Odalisken, Opium und den Entzückungen durch dasselbe, und taucht ein Stück Brod in Fleischbrühe.

Die beiden Schwimmschulen, die friedlich auf einem Gebiete herrschten, das ihnen Niemand zu bestreiten gedachte, waren auf keinen Luxus versessen, den sie als unnütz betrachteten; die Concurrenz weckte sie aus dieser Schlafsucht. Nebenbuhlerische Bäder entstanden auf verschiedenen Punkten des Flußes, und wetteiferten in Gefallsucht und äußerem Glanze. Heut zu Tage ist die Seine von Pont-Neuf bis zur Eintrachtbrücke mit malerischen Anlagen bedeckt, wohin der größte Theil der Pariserbevölkerung an heißen Tagen strömet.

Der Fluß, welcher durch die Hauptstadt des Königreiches fließt, und mit seinem Wasser die Schwelle des Louvre und so viele glänzende Monumente bespühlt, gewinnt von Tag zu Tag einen, der Stadt, die er durchläuft, würdigeren Anblick. Die Fahrzeuge der Wäscherinnen gleichen nun den türkischen Gartenhäusern des Bosphorus; sie sind weiträumig, gut gelüftet, von zierlicher und reinlicher Form, von bunten Farben, bedeckt mit einem Trockenboden von durchsichtigem Gitterwerke, im orientalischen Style.

Ein Tag in der Schwimmschule ist eines der pi-

kantesten Gemälde der Sitten des Pariserlebens; sie zeigen sich darin nackt.

Die Zugänge werden frühzeitig geöffnet; Morgens wird die Schwimmschule von einigen gewissenhaften Schwimmern besucht, die sich mit Liebe baden, und selbst ihrem Vergnügen immer einen leichten Anstrich von Pflicht oder Geschäft geben. Die Vertraulichkeit entspinnt sich zwischen den gewöhnlich Badenden und den Angestellten; man plaudert vom Fischen, Schwimmen, vom Fluße; die Wasserleute werfen das Netz aus, während die Tagesarbeit beginnt. Gegen zehn Uhr sind die ersten Badenden fortgegangen; die Meisten haben mit einer mitgebrachten Cigarre gefrühstückt; Einige haben bescheiden, aber mit jenem Schwimmerappetite, der mit dem Jägerappetite verwandt ist, ein unabänderlich aus einer Bratwurst, einem kleinen Brode, und aus einem Gläschen Liqueur zusammengesetztes Frühstück verzehrt; das ist ein ursprünglicher Küchenzettel, der sich von unsern Ahnen auf uns vererbt hat.

Am Morgen sind viele Kinder anwesend, die man vertraulicherweise Gamins oder Moutards titulirt. Gegen Mittag belebt und bevölkert sich die Schule; aber die Menge, welche zu wachsen beginnt, füllet die Wasserbecken nicht; alle diese lustigen Brüder sind vielmehr Lebemänner als Schwimmer; diese Sardanapale und Balthasare von süßem Wasser, kommen, um das Vergnügen zu genießen, ganz nackt zu frühstücken, eine ergötzliche Variation des Gabelfrühstückes. Die Pfann=

kuchen und Eier spielen eine große Rolle in diesem Schwelgerleben.

Andere Züge folgen den ersten, und dann beginnen Frühstücke, welche vom Boulevard-Italien und von der Straße Montorgueil könnten beneidet werden. Das Bad bleibt öde, und in das Wasser gehen nur einige Nüchterne, und jene, die ihre Zehenspitzen baden, während die Coteletten gekocht werden; man hört einige Champagnerflaschen knallen; Café, Gloria und Punsch durchduften die Luft; die Cigarre dampft überall. Sind Sie bei Véfour oder in der Schwimmschule? Das ist schwer zu errathen. „Kellner, mein Beefsteak?" — „Hier!" — „Meinen Schmorbraten?" — „Hier! Hier!" — „Unser Huhn?" — „Hier! hier! hier!"

Dieß sind nicht die gelehrten Anweisungen, der Schwimmmeister.

Endlich kommt die Schwimmschule an die Reihe; die Frühstücke nehmen ein Ende, in so ferne sie nicht, was weder selten noch überraschend ist, so weit sich hinausdehnen, daß sie sich an das Mittagsessen anschliessen. Die Frühstücker halten nach allen Seiten hin Siesta, in der Stellung der zu Poissy feilgebotenen Kälber, auf den Bänken, auf dem Divan, auf und unter den Tischen, auf dem bloßen Boden, oder auf dem langen Teppiche, welcher über den Boden der Gallerien gebreitet ist. Es ist zwei Uhr: der Schwimmmeister kommt.

Der Schwimmmeister, — Cadet-Butteur —, ist der Bewahrer des von Vadé und Désaugiers besungenen Vorbildes. Sein Costüm ist traditionell: im Sommer weißes Beinkleid und weiße Weste, ein Rosahemd, rundgestreifte Strümpfe, abwechselnd roth und weiß, ein breiter rother Gürtel; seine Schuhe haben das Gefallsüchtige des leichten Schuhes der Stutzer, und die breite Schnalle beibehalten; er hat seinen Haarzopf und seinen Haarbeutel aufgeopfert, und trägt sich à la Titus, ohne auf seine großen silbernen Ohrringe und auf seine große Stecknadel zu verzichten; der Anker bleibt immer das Sinnbild, womit er gerne wie mit einem Kleinode prangt. Sein Bronzegesicht ist von einem dichten Barte eingerahmt; alles an ihm zeigt von seiner Kraft und von seiner Erfahrung.

Der Schwimmmeister besitzt die Eitelkeit, welche Molière seinen Fecht-, Tanz-, Musikmeistern und Philosophen gegeben hat; er stellt die Schwimmkunst vor und über alle andern Künste; als Alterthum läßt er sie vor der Sündfluth existiren, weil die damaligen Menschen in den Gewässern schwammen, welche die Erde überschwemmten. Diese gute Meinung von der Wissenschaft, die er betreibt, spiegelt sich in seinen Gefühlen und in seiner Sprache ab. Obgleich Seemann an einem Fluße, kümmert er sich nicht um Höflichkeit, demüthiget und bückt er sich vor Niemanden; er bewahrt eine stolze Unabhängigkeit; allein er treibt sie nicht bis zur Grobheit; er hat in seiner Weise Lebensart,

und ist mit den Leuten ein wenig höflicher, als er es mit seinem Pudel wäre.

Der Schwimmmeister langweilt sich im Nichtsthun, der Müßiggang ärgert ihn, nicht aus Liebe zur Arbeit, sondern weil er mit verschränkten Armen nichts gewinnt; er liebt die Ruhe in der Schenke nach einem arbeitsamen und einträglichen Tagwerke; er ist mäßig, und wenn er sich nicht betrinkt, braucht er nicht viel. Wenn der Unterricht giebt, wird der Schwimmmeister menschlicher und fast sanft; aber wenn der Unterricht nicht giebt, ist sein Humor umbringerisch; dann wird er zu einem Meerwolfe. Er hat vor demjenigen Abscheu, was er schlechte Praktiken nennt, an deren Spitze er die Schüler der Collegien und Pensionen stellt, die ihren Wochen nicht so viel abzwacken können, ihm ein Trinkgeld zu geben.

Was ihm noth thut, sind Gentlemen, kleine deutsche Barone, oder junge russische Prinzen, geführt von ihrem Hofmeister, die seine kleine Mühe immer mit blankem Gelde bezahlen. Die großen und langen Jünglinge, die Männer von reifem Alter, sind für ihn wahre Hühner im Topfe; er unterrichtet sie so gut von der Vortrefflichkeit alles dessen, was er sie lehren will, daß sie nicht weniger thun können, als sich großmüthig zeigen. Der Schwimmmeister hat in der Ausübung seiner Verrichtungen viel vom Werber, und vorzüglich von dem Lehrer, der die Conscribirten abrichtet. Er hat die Stimme und das Angeben der Töne von ihnen, er gleicht auch dem Fechtmeister.

„Wohlan, mein Herr (oder junger Herr), aufgepaßt! Die Elbogen an den Leib... Frisch!... und nicht abgewichen! Die erste Bewegung geschieht, indem man die Arme rasch vorwärts verlängert, und den Kniebugstoß gut ausführt. — Eins, zwei... frisch!... Fürchten Sie sich nicht!... — Nun denn, mein Herr (oder junger Herr), um den Schwung zu vollenden, nähern Sie wieder rasch die Schenkel; strecken Sie die Kniekehlen aus; trennen Sie die Hände flach auf dem Wasser! — Eins, zwei, drei! so, frisch! Recht so, mein Herr (oder junger Herr). — Nun kommen wir zur zweiten Bewegung, um Athem zu holen. — Stützen Sie die Arme im Halbbogen auf das Wasser; athmen Sie; beugen Sie die Kniekehlen; nähern Sie die Fersen; nehmen Sie die Stellung wieder wie im Anfange! Nun, frisch! — So ist's nicht recht; ich will's Ihnen wiederholen; aber ich trockne mir die Kehle aus, denken Sie daran, mein Herr!"

Dieses Selbstgespräch gleitet einen Strick entlang; an einem Ende desselben hängt der Zögling, welcher im Wasser badet: dieß ist der Leidende; an dem andern Ende befindet sich der Schwimmmeister, der am Ufer geht, und sich über das Wasser neigt. Nicht selten macht der Schwimmmeister diejenigen einen Schluck Wasser trinken, die ihn ein Glas Wein nicht wollen oder nicht können trinken machen.

Diesem Unterrichte im Wasser geht bisweilen ein Unterricht im Trocknen voran; bald läßt man die

Schwimmbewegungen stehend wiederholen, bald hängt man in Gurten in der Luft diejenigen auf, welche das Wasser zu sehr erschrickt. — Unter scheinbarem Ungestümm ist der Schwimmmeister, dieser Brummbär der Seine, sanft und wohlwollend; er wird selbst Denjenigen nie etwas Widriges thun, über die er am meisten sich beklagen zu können glaubt; er ist gut mit dem Schüler; seine kleine Rache und seine Ausbrüche schlechten Humors gehen nie, wie er selbst sagt, über einen Schluck hinaus. Er ist voll Sorgfalt; seine Wachsamkeit und Ergebenheit haben keine Grenzen; mit dem Auge überwacht er die Schwachheit der Einen, die Unvorsichtigkeit und Thorheit der Andern.

Die Heranbildung des Schwimmers, mit dem Gurte begonnen, wird mit der Stange fortgesetzt; dieß ist eine lange Rettungsstange, mittelst welcher man jedem Arme folgt, wie die Arme einer Mutter oder Bonne den Schritten eines Kindes folgen; bei dem mindesten Schwanken ist die schützende Stange in der Hand des Schwimmmeisters gegenwärtig und hülfreich. Diese Verrichtungen bedingen eine unausgesetzte Aufmerksamkeit, welche der Ueberwachende nie unterläßt.

Vom Ufer aus ertheilt er den Schwimmern seinen Rath; er beantwortet die über alle Punkte der Kunst an ihn gestellten Fragen; aber er will, daß man für seine Dienstleistungen erkenntlich sey: eine Cigarre, ein Gläschen voll, und alle die kleinen Geschenke, welche die Freundschaft unterhalten, sind ihm sehr angenehm.

Der Schwimmmeister und alle verständigen Menschen wenden keines von den künstlichen Mitteln an, erfunden, um den Körper auf dem Wasser zu halten; die Schwimmblasen, die Windballengürtel und die Kork-Westen sind bei ihm verpönt; der Gurt, die Stange, ein guter Wille, Ruhe und Fleiß, dieß sind die Bücher und Werkzeuge des Schwimmers.

Die Schwimmer kommen bis vier Uhr in Menge, und von vier Uhr bis sechs Uhr ist's ein förmlicher, feindlicher Einfall, ein betäubendes Gewühl von Stimmen und Bewegung.

Die jungen Leute von gutem Stande halten dieses Rendezvous täglich genau ein; das reife Geschlecht und das Alter sind dabei auch repräsentirt. Es giebt in den Schulen weder blaue noch rothe Unterbeinkleider mehr; alles ist dort buntscheckig; man hascht nach Originalität: aber am meisten sieht man das Wunderliche und Lächerliche. Es giebt dort bizarre Bademäntel, überspannte Costüme, und Unterbeinkleider, welche in's Türkische, Arabische, Schottische, Griechische und Polnische hinüberspielen; man trifft Badegäste, die vermummt paradiren, sich nie naß machen, und in die Schwimmschule gehen, als gingen sie auf einen Maskenball.

In allen Schwimmschulen befindet sich ein privilegirtes Gebiet, welches nach und nach den pomphaften Titel Rotunde und Amphitheater angenommen hat, und, selbst seiner Lage nach, mit dem hintern Ca-

stelle eines Schiffes verglichen werden könnte. An diesem Orte versammelt sich der Kern der Schwimmer; dieß ist die Säulenhalle, unter welcher die großen und wahren Grundlehren der Schwimmkunst verhandelt werden. Ein Kopf ist dort der Gegenstand der wichtigsten gelehrten Erörterungen; dort bleibt keine Unvollkommenheit ohne Rath und ohne Verweis.

In den Bassin's wimmelt es von Schwimmern; man stoßt und drängt sich; das Wasser nimmt die Physiognomie einer flüßigen und zähen menschlichen Masse an; die Klugen halten sich von diesem Wirrwarr entfernt. Die Geschickten produciren sich mit allen ihren Künsten, Tauchen, Wassertreten, Rückenschwimmen. Die Einen machen häuptlings den Brettsprung, die Andern stürzen sich stehend hinein, oder mit gekreuzten Beinen in der Haltung eines Schneiders . . . Das Wasser peitscht sie bisweilen empfindlich; ist der Sprung zu stark, so entsteht ein Aufprallen des Kopfes und flachen Rückens; ist er zu schwach, des flachen Bauches und der flachen Schenkel. Diese unregelmäßigen Stöße sind ziemlich schmerzhaft; die Verletzung zeigt sich in einer lebhaften Röthe. Ein gepraller Kopf wird außerdem mit unbarmherzigen Hohngelächter verspottet.

Nicht selten sieht man einen groben Flachrücken die Neugierigen mit Schlamm und Wasser bespritzen, und durch eine ungeheure Einweichung sich wegen des Gelächters und der Stichelworte von beiden Ufern rächen.

Bisweilen wird die Gymnastik mit den Schwimm=

Uebungen verbunden; man begegnet sich auf dem Quer-Balken, und bestreitet sich den Uebergang zu großem Ergötzen der Gallerie. Dieß sind die Hahnenkämpfe der Schwimmschule.

Inzwischen bilden sich Gruppen; die Einen legen sich wie Neger zur Ruhe, Andere hüllen sich nach der Antike in ihren Bademantel, sondern sich ab, wie Tragöden, die ihre Rolle wiederholen, oder vereinigen sich, wie die Neuigkeitskrämer zu Rom und Athen; Einige äffen die Stellung eines Wüstenbewohners nach, Andere hören einem Redner zu, wie die Neapolitaner einem Stegreifdichter; es gibt Philosophen darunter, die ihren Zuhörern über die Welt, die Moral, die Politik, die Industrie und viele andere Dinge Vortrag halten; kleine und große Journalisten; ausgedichtete Dichter und Wortspielmacher; die Galanterie der Erzählungen und vertraulichen Mittheilungen ist dabei nackt, wie es die Sprecher sind; Alle ruhen, die Einen mit Gepränge, die Andern mit Stolz, Mehrere ohne es zu wissen. Die dicken Bäuche, die ungeheuern Köpfe, die kleinen Beine, die dicken, krummen, einwärts gebogenen Knie, die verdrehten Rücken, die endlosen Taillen, die magern Arme, die langen und häßlichen Füße, stellen Karikaturen zur Schau, wie sie Gavarni und Daumier ergötzen könnten.

Der Mensch ist im Wasser häßlich; so wie er es verläßt, ist sein ganzes Wesen vor Kälte schnatternd, durchweicht und armselig; man sollte nicht glauben, daß

so viel Glück und Glückseligkeit sich unter diesen kläglichen Mienen der Schwimmer verbergen könnten. Den meisten Spaß gewähren jene, welche auf der Brücke, oder auf der zur rechten Seite des Amphitheaters für Personen, die gerne von der Höhe herabfallen, schneckenförmig gebauten Treppe, nach außen paradiren. Diese luftigen Statuen stürzen sich niemals in's Wasser; sie bilden nur eine Schaustellung zum Frommen der schönen Damenaugen, welche auf dem Kai lustwandeln, über die Brücke Ludwigs XIV. schreitend; man hat diese Personen mit Truthähnen verglichen, welche auf einer Hühnerstange ein Rad schlagen.

Der Anblick der Schwimmschule hat auch ihre philosophische Seite. Wenn es einen Ort giebt, wo der Mensch aller seiner äußerlichen Würden entkleidet, ferne von allen Rangstufen und allen socialen Beständen, zur wirklichen Gleichheit zurückkehrt, und nichts mehr besitzt, als seinen eigenen Werth, so ist dieß in der Schwimmschule der Fall. Wie possirlich wird die angekleidete Wahrheit von der wahren, unverschleierten und ganz nackten Wahrheit Lügen gestraft! Vor diesem Bassin, worin sich ein Haufen menschlicher Wesen in ihrem ursprünglichen Zustande herumtreibt, begreift man den Nutzen gestickter Kleider, der Tressen, Decorationen, der Auszeichnungen, und des Flitterwerkes des Luxus und der Eitelkeit; wie schwer wäre es nicht, ohne diesen äußerlichen Flitterstaat, bei jedem den Platz herauszufinden, den er einnimmt!

Dieser arme Tropf, den Sie da unten bemerken, blau, zitternd und erstarrt, traurig wie ein Strafbarer auf dieser Bank sitzend, dieses erbärmliche Geschöpf ist ein sehr berühmtes Mitglied der hohen Magistratur; lange Zeit war er Ankläger, jetzt ist er Richter.

Dieser dicke Mann, den man nur häßlich und gemein finden muß, ist ein Dandy, M***, eines der berühmtesten Mitglieder des Jockey-Club's. — Was wollen Sie? Sie sehen ihn, wie er ist; aber sein Wagen, seine Pferde, seine Livrée, sein Friseur und sein Mieder, erwarten ihn vor der Thüre.

Wer ist dieser traurige junge Mann, der sich auf seinen kläglichen Spindelbeinen so linkisch nähert, auf der Leiter der Kleinen hinuntersteigt, und gerne in's Wasser gehen möchte, ohne sich naß zu machen? — Wie soll ich Ihnen sagen, Madame, daß dieß der glänzende und kühne Graf von C... ist, dessen vornehmes Wesen Sie in Erstaunen setzt, dessen artiges Benehmen und anmuthigen Manieren Sie verlocken; Sie wollten ihn lieben, und nun . . . flößt er Ihnen Lachen und Mitleiden ein . . . Was hätte man in Sparta aus ihm gemacht, wo keine Kleidung etwas verheimlichen konnte?

Welche Leidenschaften würden solchen Versuchungen nicht widerstehen!

Das Caféhaus ist voll von Verzehrern; so wie die Bassins mit Badenden angefüllt sind, werden Liqueure, Malaga, Madera, Wermuth, Grog, und die Cigarre, immer die Cigarre und überall die Cigarre, wüthend

verlangt. Seit der Wiedergeburt der Schule, wurde das Comptoir immer von einer Frau besorgt; man ist sogar von Bonnen bedient worden! Ungeachtet der geringen Gunst, die man dem Nackten schenken kann, in Folge des Zwanges und der Albernheiten des modernen Costüms, haben wir doch bisweilen gemeint, daß viele große und kleine Frauenzimmer, — wofern wir uns nicht täuschen, daß sie es uns verzeihen, — gerne bequem des Anblickes eines stärkenden Caféhauses in Unterhose und Bademantel genießen möchten.

In den Bassins verlassen die Schwimmer die Schwelle des Amphitheaters nicht; die Badegäste ergötzen sich in der Mitte; unten, auf dem Holzgrunde, sind die Alten und die Kinder, und auch jene, welche ihre eingeschmuggelten Hunde baden, reiben und unterrichten, so wie die kleinen Bürger, deren Väter sie zu sein glauben. In den Gallerien übertäubt das Geschrei: „Cabinetskellner!“ jedes andere.

„Auf, meine Herren, in's volle Wasser! — Es geht jetzt in's volle Wasser! Auf! in's volle Wasser!“

Dieß sind die Zurufe, welche in verschiedenen Pausen, sieben oder achtmal im Laufe eines hellen und heißen Tages, die Aufseher der Schule, die diesen Ruf von Echo zu Echo einander zusenden, ertönen lassen. Das volle Wasser ist der letzte Unterricht der Schwimmkunst; dieß ist der Versuch, den man mit seinen Kräften außerhalb der Einfriedung der Anstalt machen will; dieß ist der Eintritt in die Welt nach dem Austritte

aus der Schule. Es ist schwer, sich bei dem ersten Ausfluge in das volle Wasser einer gewissen Gemüthsbewegung zu erwehren.

Die „Vollwasser" verlassen die Schule, und nehmen in einem Nachen Platz, welcher die Nationalflagge aufhißt; die Schwimmer, in ihre Mäntel gehüllt, gruppiren sich im Fahrzeuge auf die möglichst bequeme Weise.

Ist der Vollwasser-Nachen bei der Pont-Royal angekommen, so macht er Halt, und stellt sich quer gegen die Strömung des Wassers, um langsam abwärts zu gleiten. Die Schwimmer werfen einen Blick selbstgefälligen Stolzes den Neugierigen zu, welche die Brüstung der Brücke besetzen; sie vergessen, daß die Pariser-Maulaffen dem Ertrinken einer Katze oder eines Hundes, die nämlichen Ehren erweisen. Dann wählt man eine auffallende Stellung, stürzt sich in's Wasser, taucht unter, schießt empor, streckt einen Kopf mit aller möglichen Anmuth; man überläßt sich allen Wechseln der Schwimmübungen; man erschöpft alle Mittel, die man der Natur oder dem Unterrichte verdankt; man schlägt das Rad, und träumt von der Eroberung der schönen Damen, welche von oben herabschauen; aber der Nachen entfernt sich, und der Schwimmer muß daran denken, ihn einzuholen; übrigens ruft auch die Stimme des Schwimmmeisters die zerstreuten Badegäste zusammen.

Das Vollwasser endet mit dem Abwärtsfahren; man

segelt mit wehender Flagge und tausend ähnlichen Ergötzungen. Endlich erreicht man die Brücke Ludwigs XIV., und besteigt dort das Fahrzeug, welches seine lebendige Schiffsladung in die Schule zurückführt. Für den ächten Schwimmer gleicht das volle Wasser so ziemlich dem Ausfluge eines Kindes, das mit seiner Bonne spazieren gegangen ist, für die Schüler aber einem riesenhaften Streifzuge.

Um sechs Uhr lassen sich die Löwen die Haare aufwickeln, und um ihre Abendsiege vorzubereiten, überlassen sie ihren Kopf dem Friseur, und ihre Füsse dem Hühneraugenarzte; dann verliert sich die Menge, aber um nicht wiederzukommen; sie will zu Mittag speisen. In der Schule gesellen sich andere Partien; das Caféhaus verwandelt sich in ein Gasthaus; in diesen Mahlzeiten, nackt gehalten, ohne Zwang, den Strom vor Augen, so malerisch und so belebt, liegt ein unaussprechlicher Reiz.

Man ist da weit entfernt von der bescheidenen Bratwurst des alten Bades, für welches der Pfannkuchen ein Ereigniß war; die Diné's dauern lange und sind prächtig; sie gestalten sich auf der ganzen Linie; durch eine lobenswürdige Vervollkommnung hat man nun eine Bude mit frischen Fischen; die Schmorpfanne und die Matrosengerichte sind daselbst in beständiger Thätigkeit, wie bei den Kastanienbratern zu Bercy.

Die Nacht bricht an; die Schule wird geschlossen; man beleuchtet sie niemals; die Mittagsgäste, welche

ihre Sache gut anzustellen wissen, erhalten leicht eine Frist; aber geschlossene Thüren trennen sie vom Bade. Man sieht auch die Angelfischer zurückkommen, Freunde und Vertraute des Hauses, die bescheiden genug sind, um denjenigen nicht zu schaden, deren Gastfreundschaft ihnen das Recht des Fischens gestattet; sie sind bisweilen verständige Leute.

Die Aufseher der Schule räumen das Leinenzeug weg, heben die nassen Teppiche auf; dann werfen sie das Netz aus, wie am Morgen, und machen bisweilen einen Fang. Sie zählen den Ertrag des Tages, theilen das Ganze, stecken ihren Theil in die Tasche, und gehen, wohin der Teufel sie führt; sie nennen dieß zu Mittag speisen.

Einige kleine Soupé's sind in der Schwimmschule eingeführt worden, sehr beliebte venetianische Nächte, welche junge und hübsche Schauspielerinnen in Mode gebracht haben.

Die Frauenzimmer haben auch ihre kalten Bäder; sie haben Bäder zu zwanzig Centimes, worin die Sitten und Gewohnheiten wenig von jenen der Männerbäder abweichen; nur wird dort mit einer äußerlichen Wohlanständigkeit gebadet, die man in den Anstalten für das männliche Geschlecht nicht bemerkt.

Die weiblichen Badegäste, in dunkle Farben von schwarzer oder brauner Wolle gekleidet, tragen nur den Hals, die Füße und die Arme bloß; die Pantalon-Unterhose ist in Blousenfalten, damit sie sich nicht an

die Formen schmiegen kann; fast alle Frauenzimmer tragen eine Art Nachtmütze. Im Wahne der Eleganz fügen Einige den Nachtmützen Zuthaten bei, die schrecklich aussehen; Andere tragen einen Kopfputz, wie Masaniello, förmliche Freiheitsmützen von Wolle, blaue, rothe oder braune. Die Gefallsüchtigsten machen an ihre Pantalon-Unterhosen einen farbigen Saum, behalten im Bade ihre Hals- und Armbänder, lassen ihre Haare flattern, oder in Flechten und Locken schweben; einige Andere kommen mit einem Kopfputze an, als ob sie nach Hof gingen. Nichts ist wunderlicher, als einen solchen aufgeputzten Kopf aus dem Wasser kommen zu sehen.

Die Frauenzimmer schwimmen weniger als die Männer, jedoch tauchen sich mehrere derselben mit den Köpfen unter; freilich ist die Tiefe der Bassin's nicht furchtbar; das Wasser reicht nicht höher als bis zum Halse einer Badenden von gewöhnlicher Größe; sie zeichnen sich vorzüglich durch Schwimmen auf dem Rücken aus.

Die Belustigungen sind in den Bädern der Frauenzimmer lebhafter, als in jenen der Männer; sie quälen sich unmässig, und streiten sich bis zum Raufen; sie stürzen sich gerne in's Wasser, mehrere miteinander, Hand in Hand, um in den Bassin's Kreise zu bilden, wie die Najaden um den Wagen der Amphitrite.

In den Bädern der Frauenzimmer, die auch den Titel „Schwimmschule" führen, finden sich vorzüglich die Heldinnen der Galanterie und des üppigen Vergnü-

gens ein; die andern Frauenzimmer halten sich davon entfernt, und die guten Rufes sind, trennen sich von den vergoldeten Gürteln. Der Flaschenkeller ist mit Backwerk versehen, mit feinen Weinen und . . . Liqueur! Punsch und bisweilen auch Champagner, werden dort freudig gefeiert.

Man raucht daselbst eben so, wie bei den Männern.

In diesen Bädern für Frauenzimmer, sind die wunderlichsten und lächerlichsten Figuren mit den lieblichsten Erscheinungen vermengt.

Nach dem Bade machen sich die Frauenzimmer den Kopf zurecht, kleiden sich an, kämmen und flechten ihre Haare, und putzen sich an der Sonne wie die Tauben und Turteltauben; man sagt, dieß sei ein entzückendes Gemälde im Geschmacke und Style des Morgenlandes. Im vorigen Jahre, heißt es, habe ein junger Dandy den Bart wegrasirt, um Augenzeuge sein zu können.

Wenn man in der Schwimmschule und in den Bädern der beiden Geschlechter sich anredet, so erkundiget man sich nicht wechselseitig nach dem Befinden; die erste Frage ist immer:

„Ist das Wasser gut?"

Das Wasser ist gut, wenn es ein behagliches Gefühl erregt; es ist schlecht, wenn seiner Berührung eine widerliche Empfindung von Kälte folgt; so verhält es sich auch mit der Luft: den Schwimmern sind

gutes Wasser und schlechte Luft lieber, als schlechtes Wasser und gute Luft; der ächte Schwimmer richtet sich nach dem Thermometer, wie der Seefahrer nach der Windrose. Bei dem mindesten Zeichen des Regens gehen die Badenden in's Wasser . . . . . um nicht naß zu werden. Dieß ist der Instinkt der Frösche.

Die finanzielle Statistik der kalten Bäder der Seine, läßt sich schwer angeben, so ungewiß und zweifelhaft gestalten sich die Erträgnisse aller dieser Anstalten durch die Veränderungen der Atmosphäre. Die kalten Bäder bleiben im Sommer fünfthalb Monate, ungefähr hundert vierzig Tage, offen; es giebt heiße Tage, wo man die Summe dessen, was die Bevölkerung von Paris am Fluße ausgiebt, auf zehn oder fünfzehntausend Franken anschlagen kann, und andere Tage, an denen, unter dem Einfluße einer kalten und feuchten Temperatur, die Einnahmen aller kalten Bäder zusammen, nicht fünfhundert Franken betragen. Es versteht sich, daß die Abonnementerträgnisse, welche sehr bedeutend sind; vorzüglich durch die Zahl der Collegien, Pensionen und Institute, die sich abonniren, in dieser Schätzung nicht begriffen sind.

Die Anhaltspunkte dieser Berechnung wurden nicht zusammengetragen; aber ohne Zweifel ist diese Speculation vortheilhaft, da sie sehr gesucht wird.

Unfälle sind in der Schwimmschule sehr selten; bei Menschengedenken ist kein ernstlicher Unglücksfall vorgekommen; wohl schwebten einige in Gefahr, aber ohne

traurigen Ausgang; es sind auch plötzliche Unpäßlichkeiten eingetreten, die aber keinem Mangel an Sicherheit oder Ueberwachung können beigemessen werden.

Paris ist der einzige Ort auf der Welt, um einen Sommertag so zu verleben, daß man Abends mit gutem Gewissen singen kann:

„So fährt man wohlgemuth hinab
Den Strom des Lebens.“

Eugène Brissault.

Seraph.

(Baptist fand eines Morgens auf einem Tische, den er eben abstäubte, dieses Packet unter Satans Adresse; da er auf dem Umschlage Flämmchens Handschrift erkannte, beeilte er sich, die Absendung zu besorgen.)

Flämmchen an Satan.

„Sire.

„Ich empfange diesen schwarzgeränderten, mit Wassertropfen oder Thränen befleckten Brief, (ich weiß „nicht was von Beiden; denn bei diesem sonderbaren „Volke nehmen, sagt man, einige Männer und viele „Frauen ihre Thränen aus ihrer Wasserflasche); er „meldet mir ein öffentliches Unglück, einen ewig bejammernswerthen Verlust. Ich beeile mich, Ihnen denselben zu senden; möge er Eure Majestät einen Augenblick erheitern. Die Wiederwärtigkeiten der Erde „sind die Freude der Hölle.“

Mehr als ein halbes Jahrhundert ist verflossen, seitdem ein Mann von Genie, beehrt, was sehr selten geschieht, mit der Protection seines Königs, zum Vergnügen des Reichen und des Armen ein wahrhaft wundersames Theater errichtete. Da gab es niemals Pfeifen und Pochen, immer Beifallklatschen und Freude; keinen Rollenneid unter den Schauspielern; keine Coulissen-Intriguen; keine Unterbrechung wegen Unpäßlichkeit. Der Erfolg war groß wie das Werk. Die heranwachsende Generation füllte Seraph's Saal vom Parterre bis zur Decke; Seraph hatte sich einen Namen erworben, welchen die kommenden Geschlechter mit Dankbarkeit stammeln sollten.

Ein philosophischer Gedanke hatte Seraph beseelt, indem er sich dachte: „Wie wandeln wir auf dieser „Erde? Wie Schatten. — Wie muß man also die „Dinge hier unten darstellen? . . .“ Das chinesische Schattenspiel war entstanden.

Mächtige Minister, donnernde Redner, Dichter, die Ihr so gut die Sprache der Götter, Romantiker, die Ihr so gut die Sprache der Thürsteherinnen sprechet; Schauspieler und Schauspielerinnen, die Ihr jeden Morgen von den Herrn X oder Z ein Unsterblichkeitsdiplom empfanget, Ihr selbst, Flore, Georges, junge Lepeintre (was auch leichtsinnige Geister davon sagen mögen, die sich nur an den Schein halten), Ihr seid nur Schatten!

Welche nützliche Belehrung! La Rochefoucauld, La

Bruyère, Vauvenargues und die übrigen Moralisten, haben zur Verbesserung der Denkweise, indem sie den schon gebildeten Geistern unsere Laster und Schwächen enthüllten, weniger beigetragen, als der gute Seraph, da er die jungen Intelligenzen mit dieser einzigen Wahrheit vertraut machte.

Die erste Idee war tief; die Entwickelungen waren glücklich. Ich werde hier keine Scenen anführen, die in Jedermanns Erinnerungen fortleben, kann aber nicht umhin, hier einiger Worte voll Sinn und Verstand zu erwähnen, welche an jedem Abende Schauspieler von neuem Schlage wiederholen, Erben der Weisheit ihres Landsmannes Confucius:

Frage: Kann man über den Strom?

Antwort. Die Enten haben ihn schon passirt.

Lektion in der Logik.

Frage: Wie viel Uhr ist es?

Antwort: Hier ist meine Sonnenuhr.

Lektion in der Politik.

Frage: Wie hieß Dein Vater?

Antwort: Das ist das Geheimniß meiner Mutter.

Lektion der Verschwiegenheit.

So überall, in den Details wie im Ganzen, gute Rathschläge und nützliche Maximen.

Nach der Arbeit seiner mechanischen und litterarischen Compositionen, ruhte Seraph nicht; er fügte die

Marionetten hinzu. Er wollte, daß seine jungen Freunde bei Zeiten das genaue Bild jener Welt vor Augen hätten, worin sie leben sollten. Dadurch hat er ihnen wieder einen unermeßlichen Dienst erwiesen.

Woher rühren in der That unsere Fehler, unsere falschen Urtheile über Dinge und Menschen? Von der Unkenntniß der Ursachen. Man muß die Springfedern kennen, um die Maschine zu würdigen.

Auf dem Theater erschienen also andere Personen, Große und Kleine, gestickte Kleider und Blousen, seidene und grobwollene Kleider. Alle bewegten sich mit Ordnung: nicht ihre Intelligenz leitet sie; eine fremde Gewalt lenkt ihre Bewegungen nach einem Ziele, das sie nicht kennen. Aber wo ist jene unsichtbare Gewalt, welche so Staatsmänner, Generale, Senatoren, Schriftsteller und tutti quanti handeln macht? Wo? . . . Sie sind sehr neugierig: achten Sie das Geheimniß der Comödie.

Wenn diese Schauspieler nach dem Belieben der Gold- oder Seidenfäden, welche sie gängeln, genug gesprungen sind, legen sich bald Alle, ist ihre Rolle zu Ende, in demselben Nichts zur Ruhe: die Posse ist ausgespielt·

Ehre dem rechtschaffenen Manne, dem praktischen Philosophen, der solche Schilderungen zum Vergnügen und zur Belehrung seiner Zeitgenossen und der Nachkommen schuf! Ja, Ehre seinem Schatten und seinen Schattenspielen! Der eifersüchtige Tod hat ihn uns

geraubt; aber er wird in der Geschichte fortleben; er wird darin seinen Platz unter den Wohlthätern der Menschheit einnehmen. Vielleicht sammelt schon ein berühmter Schriftsteller die nöthigen Materialien, um zu seinem Andenken ein seiner würdiges Monument zu errichten. Inzwischen hat, ich weiß nicht welcher Reimschmid, das folgende Stück zusammengesetzt, um wenigstens die Moralität des für denjenigen, den wir beweinen, so muthig unternommenen und so glücklich vollendeten Werkes zu bezeugen.

Die Schattenspiele.

Fabel.

Glücklich derjenige, der am Abende seines Lebens über die Morgenfreuden desselben lächeln kann. Ich will also offen gestehen, daß ich zu Seraph gegangen war. Die junge Versammlung war aufmerksam, ganz Aug' und Ohr, wagte nicht, zu sprechen; bewunderte das Spiel der Schauspieler, die Enten, den Hund, die Jäger; der Athem sogar verstummte, so lebhaft war die Freude.

Plötzlich rief ein Kind, von Entzücken überwältiget aus: „Götter! wie schön ist dieß!“ Dann, neugierig, wie man es in diesem Alter ist, bat es, daß man ihm zeige, durch welche Kunst jede Person sich beseelen, leben, und sich bewegen könne.

In die Coulisse geführt bildet der kleine Balg sich

ein, daß sein Glück vollkommen sei; aber kaum hatte das Kind die Fäden und die Maschine gesehen, als es ausrief:

„Götter! wie häßlich ist dieß!“

Große Kinder, welche die politische Schaubühne blendet, erfreuet Euch, bewundert, verschwendet Bravo's; aber geht nicht in die Bude hinein, worin die Helden fabricirt werden!

S. Lavalette.

Ein Wort über die Journale.

Leichtes Mittel,

den Journalen angeboten, um alle ihre Abonnenten zu verlieren.

Man weiß, daß die Journale, durch eine unter unsern Augen vollbrachte Revolution, das Buch verdrängt haben, welches folglich nicht mehr existirt, die Kanzel, die Tribune, und im Allgemeinen alle jene verschiedenen Organe, deren sich ehedem die Vernunft, das Talent und die Wahrheit bedienten, um zur größten Zahl der Intelligenzen zu gelangen.

Unter ihrem Gewichte, durch Dampfkraft verhundertfacht, hat die Stampfe alle jene erhabenen Sachen vernichtet, zerstossen, zu Teig gemacht, und der Cylinder

sie sodann zu Blätter gewalzt, die zuletzt in Journale geschlichtet wurden. Die Verwandlung wird so lange dauern, als sie können wird. Das ist die Verrichtung jenes wunderlichen Greises, den man die Zeit nennt. Immerhin hat die Welt, nach dem Beispiele von Cadet-Roussel, seit Kurzem diese Livrée von grauem Papier angezogen. Einige Leute erfreuen sich daran, andere weinen darüber. Die Philosophen lassen sie an ihrem Auge vorübergehen. Glücklicherweise gehören wir zu diesen.

Daher bitten wir ohne Haß, den Enthusiasmus und Hochschwung Derjenigen nicht zu theilen, welche die ganze sociale Zukunft in der Umgestaltung einer Hand voll Hanf erblicken, woraus man eben so leicht einen Strick gedreht hätte, um unter Karl IX. die Hugenotten zu hängen, unter Napoleon einen Flintenpfropf, und heutzutage lieber ein Journal macht. Der Strick und der Pfropf können wieder kommen. Wiegen Sie sich nicht in Sicherheit! Ohne das Gute des Journalismus zu läugnen, haben wir unsere Gründe, seiner Vortrefflichkeit und Unfehlbarkeit zu mißtrauen.

„Lassen Sie diese Gründe hören!“ Es sey.

Mit dem Journalismus, sagt man uns zuvörderst, sey es völlig unmöglich, daß die Geschichte fortan nicht vor der Lüge bewahrt bleibe: erstens, weil, ohne die Journale, Niemand eine Geschichte schreiben könnte, und zweitens, weil die Journale der klareste Spiegel seyen, das sicherste Echo, die allergenaueste Gegenprobe gleichzeitiger Thatsachen.

„Ist dieß nicht ein großer, ein unermeßlicher Vortheil, unbekannt allen, der Wohlthat der Journale beraubten Epochen? Antworten Sie!"

Ich antworte: Dieser Vortheil existirt nicht.

„Er existirt nicht!"

Nein.

Nehmen wir, ich bitte Sie, eine gleichzeitige Thatsache, von gestern, noch warm, jedoch eine sehr wichtige Thatsache, eine von denjenigen, mit welchen sich die Geschichte um jeden Preis beschäftigen muß, und lassen Sie uns sehen, ob diese Thatsache geeignet ist, mit jener Redlichkeit und jungfräulichen Reinheit, welche ihr, Ihnen zufolge, der Journalismus bewahren soll, auf die Nachwelt überzugehen.

Eines Tages las ich diese Phrase in den Journalen:

„Der Herzog von Bordeaux ist vom Pferde gestürzt, und hat sich den Schenkel gebrochen."

Das ist ein sehr trauriges Ereigniß, dachte ich mir, aber was soll daraus folgen? Einige Monate des Erwartens werden es mich lehren. Ich warte. Endlich würdigen sich die Organe der Wahrheit, die Vorarbeiter der Geschichte, die Journale, mich zu unterrichten.

Hier bitte ich um die Erlaubniß, einige, verschiedenen Journalen entlehnte Stellen anführen zu dürfen, da ein einziges Journal natürlich nur die Stimme eines Einzelnen ist.

Folgen des dem Herzoge von Bordeaux begegneten Unfalles, nach einem royalistischen Journale.

„Unsere Freunde mögen sich freuen, und ihr Schre„cken völlig entschwinden. Dank seiner guten Consti„tution, seiner Lebensweise, der Sorgfalt, womit er, „mit der Geduld eines heiligen Ludwig, die lange Dauer „und die Langweile ertragen hat, unser Prinz ist ge„heilt, und, Gott sey Dank, er wird nicht hinken."

Also, dachte ich mir, der Herzog von Bordeaux wird nicht hinken. Erinnern wir uns dieses nützlichen Aufschlusses, um uns eines Tages seiner zu bedienen, wenn wir berufen sind, über unsere Epoche zu schreiben. Das ist, fügte ich bei, eine vollendete Thatsache. Man braucht sich nicht mehr damit zu beschäftigen.

Ich irrte mich. Am nächsten Morgen nach dem Tage, an welchem ich die Ueberzeugung, daß der Herzog von Bordeaux nicht hinken würde, gewonnen hatte, oder gewonnen zu haben glaubte, las ich, ein mit Beisteuer unterstütztes Blatt durchgehend:

„Es ist nur zu wahr, daß der Herzog von Bordeaux, „dessen Heilung vielleicht nie vollständig geschehen wird, „lebenslang hinken muß. Darüber ist gar kein Zweifel „mehr zuläßig."

So, dachte ich mir, der Prinz wird hinken; was sagte mir denn das erste Journal, das ich gelesen habe? Und welchem soll ich glauben? Es ist ja von Wich-

tigkeit, daß meine Ueberzeugung vollständig sey. Das Ereigniß wird eine zu merkwürdige Stelle in unserer Geschichte einnehmen, als daß ich es zweifelhaft oder falsch darstelle, wenn ich seiner einst erwähne.

Könnte nicht ein Blatt von radicaler Farbe mich aufklären? Prüfen wir die Meinung eines dritten Journals zwischen zwei sich widersprechenden Journalen.

Ein radicales Journal über den dem Herzoge von Bordeaux begegneten Unfall.

„Im Augenblicke, wo die Industrie Frankreich mit „einem Netze von Eisen bedeckt; im Augenblicke, wo „der Dampf sich neue Bahnen auf dem Meere öffnet, „wo die Welt der Ideen sich aufthut, wie im sechzehn„ten Jahrhunderte, ist es, meinen wir, für unsere Leser „sehr gleichgültig, zu wissen, ob ein schwacher und letz„ter Sprößling von königlichem Stamme einen Schenkel „kürzer habe, als den andern."

Folglich sagt mir ein Journal: „Der Herzog von Bordeaux hinkt;" — ein anderes: „Er hinkt nicht;" — ein drittes: „Was geht dieß mich an?"

Ich gestehe, daß Entmuthigung mich zu ergreifen begann. Zum Glücke, dachte ich, giebt es auf der Grenzscheide unbedingter Meinungen Journale, die betheiligt genug sind, um nicht völlig gleichgültig zu seyn, dennoch hinlänglich gleichgültige, um die Wahrheit zu sagen. Ich griff danach.

Was ich in einem royalistischen Journale las, betheiligt genug, um nicht völlig gleichgültig zu sein, dennoch hinlänglich gleichgültig, um die Wahrheit zu sagen.

„Jetzt, da der Herzog von Bordeaux seinen Aufent„halt verlassen will, um sich nach England zu begeben, „wäre es lächerlich, ein Geheimniß aus dem Zustande „zu machen, worin sein Sturz vom Pferde ihn gelas„sen hat. Der Prinz hinkt nicht; aber es ist in dem „angegriffenen Schenkel eine gewisse Steifheit geblieben, „welche man mit Unrecht anders benennen würde.“

Nun denn, gut, rief ich aus, dieß hat den Ton der Wahrheit. — Der Prinz schleppt noch ein wenig den Schenkel; aber er hinkt doch nicht. Wenn ein conservatives Journal, in seiner Redaction eben so gemässigt, wie jenes in der seinigen ruhig, mich in der nämlichen Meinung bestärkt, werde ich mich für vollkommen belehrt halten.

Inmitten so vieler brennender, eisiger, wilder, gutherziger, tigerartiger, schöpsenhafter, blonder und brauner Journale, entdeckte ich ein kastanienhelles, gouvernementales, aber vernünftiges, kurz jenes, das ich suchte.

Was ich in jenem kastanienhellen, gouvernementalen, aber vernünftigen Journale las.

„Die Personen, welche von Belgrave-Square zu„rückkehren, wo sie den Herzog von Bordeaux gesehen

„haben, bestätigen, daß er von dem schrecklichen Sturze „vollkommen hergestellt sei, der seine Partei so sehr „beunruhigt hat. Es sind nur die unvermeidlichen „Folgen eines solchen Unglückes zu tragen. Der „Prinz hinkt leicht."

Ich stand also, nach Erschöpfung aller möglichen Controlmittel, auf dem nämlichen Punkte, auf dem ich vor dem Beginne meiner Nachforschungen mich befand, das heißt: ich wußte nicht, ob der Herzog von Bordeaux hinke oder nicht hinke; auf diesem Punkt steh' ich noch, welch' neue Anstrengung ich auch versucht habe, davon wegzukommen, indem ich des Aufschlußes wegen die Journale durchlas.

Wenn nun ein von so vielen Journalen berichtetes Ereigniß, ein so thatsächliches, ernstes, dem Streite fast unzugängliches, sich in meinem Geiste nicht auf eine wahre Art, fest und bestimmt, hatte ordnen können, frag' ich mich mit Schrecken, was von dieser angeblichen Nützlichkeit des Journalismus, um die Geschichte zu schreiben, zu hoffen sei, die nicht aus einem isolirten Ereignisse besteht, sondern aus tausend andern Ereignissen, die alle unendlich schwieriger zu beglaubigen sind, als jenes, das ich so eben als Beispiel aufgestellt habe.

Aus diesem vollkommen gewählten Beispiele schloß ich, daß, wenn ein Journal Riesen marschiren, das andere Mühlen sich bewegen sieht; daß, wenn ein Journal eine Romanze singen hört, das andere die Marseilleaise anstimmen zu hören glaubt.

Setzen wir nun den Fall, daß jedes dieser, in ihren Verirrungen völlig unschuldigen, und unter sich so wenig übereinstimmenden Blätter, durch eine vernünftige Einwilligung eines schönen Tages sich der Meinung wieder nähern wolle, welche es blind bekämpft hat, ihm aber zuletzt gut und vernünftig schien. Geben wir uns einen Augenblick diesem süßen Traume der Versöhnung hin; schiffen wir uns, blumenbekränzt, auf dieser Voraussetzung mit elfenbeinernen Rudern und Purpursegeln ein.

Beginnen wir diese glückliche Bekehrung mit einem olympischen Jupiter der Presse, mit einem jener Journale, welche dreißig oder vierzigtausend Abonnenten zählen, und folglich die Fahne der Opposition schwingen.

Ich stelle mir die entzückte Ueberraschung eines jener vierzigtausend Leser, oder jene der vierzigtausend Leser vor, bei ihrem Erwachen diesen ersten Paris lesend:

„Für die Parteien wie für die Menschen, kommt „eine Epoche des Nachdenkens und der Reife, vor der „gut gebildete Geister sich nicht fürchten, welche sie „vielmehr als den Preis eines mühevollen Laufes hin„nehmen, wie den goldenen Apfel eines allzu langen „Kampfes."

„Halt!" sagen die vierzigtausend Leser, sich die Augen reibend, „wo will er heute mit seinem goldenen Apfel hinaus?"

„Ein goldener Apfel!“ schreit ein Anderer; „es giebt keinen goldenen Apfel. Aber laßt uns sehen!“

Der erste Paris läßt also seine zweite Phrase los:

„Weder das Alter noch die Hinfälligkeit ist es, „welche sodann den einst strengen Gedanken nun in eine „nachsichtige Meinung umgestaltet; die Hand, welche „schlug, ist die Hand, welche verzeiht und aufrichtet. „Die Zusammenwirkung von Macht und gesundem Men„schenverstand bringt diese Aenderung hervor, die man „göttlich nennen könnte, wäre es erlaubt, ein Wort „von so reinem Wesen zu gebrauchen.“

Die vierzigtausend Leser reiben abermals ihre Augen: — „Teufel!“ murmeln sie, „er hat uns irgend eine schlimme Neuigkeit zu melden; wie er heute Wendungen macht!“

„Diese Erwägungen,“ fährt der erste Paris fort, „kommen uns natürlich bei Gelegenheit des jüngsten „Schlaganfalles des Herzogs von Wellington.“

„Ein stolzer Schuft!“ sagt einer der vierzigtausend Leser.

„Ein Spitzbube, wie es je einen gab!“

„Ein Prahler!“

„Der Dieb des Sieges von Waterloo.“

„Ein General der heiligen Allianz.“

Der erste Paris macht eine neue Anstrengung, und fährt fort, wie folgt:

„Dieser Held von England verdient heut zu Tage „mit der Unparteilichkeit der Geschichte beurtheilt zu

„werden. Unstreitig war Lord Wellington kein gewöhn„licher Mensch.“

„Hm! Hm!“ macht es der Leser, den diese Phrase würgt. Unzufriedenheit auf der ganzen Linie.

„Nein, der war kein gewöhnlicher Mann, welcher „fünfzig Jahre und noch länger, auf allen Schlachtfel„dern Asiens und Europa's kämpfte, bald gegen die „wilden Horden der Ameers, bald gegen die besten „Soldaten Napoleons. Von edler Geburt, von reicher „Familie, hätte er sich vom Dienste zurückziehen, und „dreissig Jahre früher jene Ruhe genießen können, die „er noch verschmäht, und dem Tode bestreitet.“

„In der strengen Schule Friedrichs von Preußen „erzogen, hat er nie von einem andern Gesetzbuche ge„gen den Soldaten Gebrauch gemacht, als von unbeug„samer Disciplin. Mit dieser Disciplin gelangen ihm „alle seine Berechnungen, alle seine Pläne, die Vertrau„lichkeit verschmähend, diese Räude aller Usurpatoren, „und die Begeisterung, diese andere französische Krank„heit.“

„Er triumphirte in Portugal durch die Disciplin, „und er konnte, Dank dieser bei ihm bis zur Tugend „und zum Genie getriebenen Eigenschaft, aus dem „schrecklichen Zusammenstoße zu Waterloo lebend her„vorgehen. Nein, der ist kein gewöhnlicher Mann, des„sen militärischer Name nach jenem Napoleons sich „reiht, nach diesem großen Namen, der bisher keinen „andern an seiner Seite geduldet hat.“

Pfauengeschrei des Abonnenten aus der Normandie, nach Vollendung der Lectüre dieses aus den Wolken gefallenen ersten Paris.

Wildegansgeschrei des Abonnenten aus Burgund.

Hyänengeschrei des Abonnenten aus Marseille.

Zufällig getroffene Wahl unter vierzig tausend an den Redacteur en Chef hinsichtlich dieses Artikels gesendeten Briefen.

„Herr Redacteur!

Es steht Ihnen frei, den Gassenjungen Wellington zu loben; aber mir steht es frei, mein Abonnement auf Ihr Journal aufzugeben.

Ich habe die Ehre mich zu empfehlen.

Ein Freund von Frankreich.“

Ein anderer an den Herrn Redacteur en Chef gesendeter Brief.

„Mein Herr!

„Es scheint, daß auch Sie an England sich verkauft haben. In diesem Falle wollen Sie sich künftig mein Abonnement vom Herzoge von Wellington bezahlen lassen.

Ich grüße Sie.

Ein ganz französisches Herz.“

Ein anderer Brief.

„Mein Herr!

Ich erröthe, Ihren Artikel über Herrn Wellington

gelesen zu haben. Ich sage Ihnen mehr nicht darüber. Sie errathen, daß es mir nicht mehr angenehm ist, Ihr Blatt zu empfangen.

Ein Feind unserer Feinde."

Ein anderer Brief.

„Mein Herr!

Wie theuer hat man Sie gekauft? Dieß ist eine Frage, die man von allen Seiten an mich gestellt hat, und welche zu beantworten ich Sie bitte, indem Sie aufhören, mir Ihr Journal zu senden.

Ein Freimüthiger aus der Champagne."

Ein anderer Brief.

„Mein lieber Lord Redacteur!

Da ich nicht englisch verstehe, ersuche ich Sie, mir Ihr Journal nicht mehr zukommen zu lassen. Meine Empfehlung, bitte ich Sie, an Lord Wellington, und meinen Respect an die Königin Victoria.

Ich grüße Sie.

Ihre Exabonnirte."

Ein anderer Brief.

„Herr Redacteur!

„Möchten Sie wohl so gut sein, mir, anstatt Ihres Journals, die Times, den Morning-Chronicle

oder den Sun zu schicken? Ich rechne auf Ihre Gefälligkeit, mir Ihr Blatt nicht mehr zu senden.

Meine Grüsse.

Ein Patriot aus Berry."

Nun folgen neun und dreissig tausend neun hundert vier und neunzig andere Briefe, welche die Erneuerung des Abonnements auf dieses Journal absagen.

Während dieses unglückliche Oppositionsjournal durch alle Schweißlöcher seine wilden Abonnenten fliehen sieht, betrachten wir die Lage eines carlistischen Journals, welches gleichfalls beschlossen hat, einen neuen, ihm vernünftig scheinenden Weg zu versuchen.

Sein erster Paris drückt sich also aus:

„Ohne die Institution einer reinen Monarchie anzutasten, ohne zu verlangen, sie durch eine andere „Regierungsform zu ersetzen, wäre es nicht erlaubt, von „dem sie umgebenden Gerüste mit Vorsicht und Ehrerbietung einige Theile abzulösen, deren sie heut zu „Tage entbehren kann?"

„Wenn diese Umgebung erschreckt, warum sie nicht „sachte wegthun, um desto besser die Größe und Macht „des durch sich selbst so starken Monumentes sehen zu „lassen? Mit Recht oder Unrecht hält das Volk stets „den Adel für bereit, seine frühern Privilegien wieder „zu verlangen, und diese Furcht, man muß es sagen, „ist nicht die mindeste Ursache seiner Abneigung gegen „eine Restauration."

„Wird man immer seine Besorgnisse ertragen, und „die Monarchie einem Wahne opfern müssen?

„So ist es nicht gemeint. Die loyale Partei, welche „wir stets vertheidiget haben, begründe eine freimüthige „Meinung, und diese Meinung sey, daß der Adel in „Frankreich nur mehr als eine Fiction sich betrachte, „als eine Erinnerung, und daß er, weit entfernt Aus„nahmsvortheile anzustreben, alle Menschen als voll„kommen gleich unter sich, und ihm gleich erachte.

„Um einen schlagenden Beweis von der Offenher„zigkeit dieser Erklärung zu geben, verzichte er für im„mer auf die Schaustellung von Titeln, Wappen, Sie„geln, Wahlsprüchen, und jede Art äußern Abzeichens, „die noch einen Zweifel an seinen Absichten bestehen „ließe. Sobald diese Maßregel ausgeführt ist, durch „welche nur einige übertriebene Eitelkeiten werden lei„den müssen, wird der Adel das Volk der Sonne der „Monarchie sich wieder nähern sehen, um deren sanftes „und befruchtendes Licht näher und ohne Hinderniß zu „betrachten."

Erster an den Verfasser des Artikels gerichteter Dank.

„Mein Herr!

„Als Sohn eines Vaters und Enkel eines Groß„vaters, die ihren Kopf auf das Schaffott getragen ha„ben, werde ich mit den in Ihrem jüngsten Artikel aus-

gedrückten revolutionären Lehren niemals einen unerlaubten Vertrag schließen. Ich nehme Ihr Blatt nicht mehr.

„Graf von La Fierté-Sous-Bois.“ [1])

Anderer Dank.

„Herr Redakteur!

„Wohin führen Sie uns? Was für traurige Hoffnungen hegen Sie? Haben wir nicht genug gelitten? Auf unsere Titel verzichten! Aber, mein Herr, Sie fangen damit an, womit Robespierre aufgehört hat. Löschen Sie mit Ihren Thränen die Zeilen Ihres Artikels aus, und meinen Namen im Verzeichnisse Ihrer Abonnenten.

„Marquise von La Tour-Vieille
und des Neuf-Mares.“ [2])

Anderes Liebesbriefchen.

„Sohn des heiligen Ludwig, schwebe zum Himmel empor!

„Denken Sie über diese schönen Worte nach, und schicken Sie mir die Ihrigen nicht mehr.

Der Vicedom von Kerdruidec.

---

[1]—[2]) Im Deutschen würden diese Namen bezeichnend klingen, nämlich: 1) Graf von Stolz-unter-Holz; 2) Marquise von Altthurm und Neunpfützer.

D. Ueb.

Ein anderes an denselben.

„Ich bin gezwungen, Ihnen zu eröffnen, daß die Bischöfe und Pfarrer der Hauptpfarreien der Vendée, daß die frommen Vereine zu Vannes und Saint-Lô, daß alle royalistischen Zirkel von Rennes und Quimperlé, für die ich mit Bestellung des Abonnements auf Ihre Zeitung beauftragt war, mir geschrieben haben, daß sie dieselbe nicht mehr beziehen wollen.

„Genehmigen Sie, mein Herr, die Versicherung meiner ausgezeichnetsten Hochachtung.'

„X."

Auf diese Art, zweifeln Sie nicht daran, würden die Journale belohnt werden, die es jemals versuchen sollten, in ihrer Ansicht etwas weniger parteiisch, etwas weniger absolut zu seyn. Das ist übrigens der Lohn, den sie verdienen. Sie fangen damit an, ihre Leser an ihre Vorstellung zu gewöhnen, und späterhin, wenn sie, unter einem Geranten *) von gesundem Menschenverstande, sie reformiren wollen, kehren sich ihre Leser erzürnt um, und zeigen ihnen einen Ganskopf und Katzen-Klauen. Allgemeine Regel: nach fünf Jahren ist jeder Abonnent der leibhafte Redacteur en Chef eines Journals geworden.

Léon Gozlan.

*) Die verantwortliche Person eines französischen Blattes. D. Ueb.

Philosophie des Ehelichen Lebens in Paris.

— Chaussée d'Antin. —

Inhalt:

Der eheliche Martinisommer. — Von einigen Haupt-Sünden. — Von einigen leichten Sünden. — Der Schlüssel zum Charakter aller Frauen. — Ein Mann auf Eroberung seiner Frau. — Zwangsarbeiten. — Gelb lachen. — Krankheitsbeschreibung der Villa. — Das Elend im Elende. — Der achtzehnte Brümaire der Haushaltungen. — Die Kunst, ein Opfer zu seyn. — Das Landleben Frankreichs. — Das Leichenwagensolo. — Kommentar, worin man die Glückseligkeit vom Finale aller Opern erklärt, selbst von jenem der Ehe. —

I.

Der eheliche Martinisommer.

Auf einer gewissen Höhe oder Breite des ehelichen Oceans angekommen, zeigt sich ein kleines, chronisches, aussetzendes Uebel, jenem der heftigen Zahnschmerzen sehr ähnlich.

Sie unterbrechen mich, ich seh' es, um mir zu sagen: „Wie bemerkt man die Höhe in diesem Meere? Wie vermag ein Ehemann zu wissen, daß er jenen

nautischen Punkt erreicht hat, und kann man die Klippen vermeiden?"

Man befindet sich auf demselben, verstehen Sie, eben so wohl nach zehn Monaten des Ehestandes, wie nach zehn Jahren; je nach dem Gange des Schiffes, seinem Segelwerke, dem Passatwinde, der Gewalt der Strömungen, und vorzüglich nach der Zusammensetzung der Mannschaft. Nun denn, die Seefahrer haben den Vortheil, daß sie nur auf eine Art den Punkt erreichen, während die Männer tausend Arten haben, den ihrigen zu finden.

Beispiele: Caroline, Ihr Erliebchen, Ihr Erschatz, ist ganz einfach Ihre Frau geworden; stützt sich, auf dem Boulevard spazieren gehend, allzusehr auf Ihren Arm, oder findet es vornehmer, Ihnen den Arm nicht mehr zu reichen;

oder, sie sieht mehr oder minder junge, mehr oder minder gut gekleidete Männer, während sie sonst Niemand sah, selbst wenn auf dem Boulevard alles schwarz von Hüten war, und mehr Stiefel als Stiefeletten darüber hin wandelten;

oder sie sagt, wenn Sie heimkommen: „Es ist nichts, der Herr ist's!" anstatt: „Ah, Adolph ist's!" was sie mit einer Geberde, mit einem Blicke, mit einem Tone sagte, wodurch in Allen, die sie bewunderten, der Gedanke entstand: „Das ist doch einmal eine Glückliche!"

Dieser Ausruf einer Frau umfaßt zwei Zeiten: jene, während welcher sie aufrichtig, jene, während welcher sie heuchelt mit: „Ah, Adolph ist's!“ Wenn sie sagt: „Es ist nichts, der Herr ist's!“ findet sie es nicht mehr der Mühe werth, Comödie zu spielen;

oder sie, wenn Sie ein wenig spät nach Hause kommen, (um eilf Uhr, Mitternacht) . . . schnarcht!! ein widriges Anzeichen! . . .

Oder sie zieht ihre Strümpfe vor Ihnen an . . . (Dieß ereignet sich nur einmal im ehelichen Leben einer Lady; am andern Morgen reiset sie mit irgend einem Capitain nach dem Continente ab, und denkt nicht mehr daran, ihre Strümpfe anzuziehen);

oder . . . Doch, schließen wir da.

Dieß geht die Seeleute oder die mit der Kunde der Zeiten vertrauten Ehemänner an.

Wohlan, unter dieser einem tropischen Zeichen nahen Linie, über dessen Namen einen gemeinen und dieses geistvollen Werkes unwürdigen Scherz zu treiben der gute Geschmack verbietet, offenbart sich ein entsetzliches kleines Elend, auf eine sinnreiche Art eheliche Bremse genannt, von allen Vettern, Stechfliegen, Flöhen und Scorpionen, die am meisten alle Geduld raubende, und noch ist kein Fliegenschleier erfunden worden, sich davor zu schützen.

Die Bremse sticht nicht gleich auf der Stelle; sie beginnt damit, um Ihre Ohren zu summen, und Sie wissen noch nicht, was es ist. Caroline sagt also,

ohne alle Veranlassung, mit der natürlichsten Miene von der Welt: — „Madame Deschars hatte gestern ein sehr schönes Kleid an . . .“

„Sie hat Geschmack,“ erwiedert Adolph.

„Ihr Mann hat ihr's gegeben . . .“ entgegnet Caroline.

„Ah!“

„Ja, ein Kleid zu vierhundert Franken! Man kann in Sammet nichts Schöneres sehen . . .“

„Vierhundert Franken!“ ruft Adolph aus, indem er die Stellung des Apostels Thomas annimmt.

„Es bleiben aber zwei Breiten übrig, und ein Leib . . .“

„Er macht starke Stücke, der Herr Deschars!“ bemerkt Adolph, sich hinter den Scherz flüchtend.

„Alle Männer haben solche Aufmerksamkeiten nicht,“ versetzt Caroline trocken.

„Welche Aufmerksamkeiten? . . .“

„Aber Adolph . . . denk an die Breiten, die übrig bleiben, und an den Leib, zu dem Kleide verwendbar, wenn es nicht mehr brauchbar ist, ausgeschnitten . . .“

Adolph dachte sich: „Caroline will ein Kleid.“

Der arme Mann! . . . ! . . . !

Einige Zeit danach hat Herr Deschars das Zimmer seiner Frau neu eingerichtet.

Dann hat Herr Deschars die Diamanten seiner Frau nach der neuen Mode umfassen lassen.

Herr Deschars geht nie ohne seine Frau aus, oder läßt seine Frau nirgends gehen, ohne ihr den Arm zu reichen.

Bringen Sie Carolinen was immer, so ist's nie so gut, als was Herr Deschars gethan hat.

Wenn Sie sich die mindeste Geberde, das mindeste zu lebhafte Wort erlauben; wenn Sie ein wenig laut sprechen, so hören Sie die vipernartig zischende Phrase: „Herr Deschars würde sich nicht so benehmen! Nimm also Herrn Deschars zum Vorbilde."

Kurz, Herr Deschars erscheint in Ihrer Haushaltung in jedem Augenblicke und bei jeder Veranlassung.

Das Wort: — „Sieh doch ein wenig, ob Herr Deschars sich jemals erlaubt . . ." — ist ein Schwert des Damocles, oder, was noch schlimmer, eine Nadel, und Ihre Eigenliebe ist das Nadelkissen, in welches Ihre Frau sie beständig steckt, herauszieht, wieder hineinsteckt, unter einer Menge von unerwarteten und verschiedenen Vorwänden, übrigens sich der schmeichelndsten Freundschaftsworte bedienend, oder mit sehr artigen Manieren.

Adolph, gebremset, daß er vor Stichen fast wie tattowirt aussieht, thut zuletzt, was bei einer guten Polizei, bei einem Gouvernement, in der Strategie geschieht. (Siehe das Werk von Vauban über den Angriff und die Vertheidigung fester Plätze.) Er sieht Frau von Fischtaminel, eine noch junge, elegante, ein

wenig gefallsüchtige Frau, und setzt sie als Mora *) auf Carolinens außerordentlich empfindliche Haut.

O Ihr, die Ihr so oft ausrufet: — „Ich weiß nicht, was meiner Frau fehlt! . . ." — Ihr werdet diese Blattseite erhabener Philosophie küßen; denn Ihr werdet den Schlüssel zum Charakter aller Frauen darauf finden! . . . Aber sie so gut kennen, wie ich sie kenne, dieß hieße nicht sie genau kennen; sie kennen sich selber nicht! . . . Kurz, Gott selbst, Sie wissen es, hat sich an der Einzigen geirrt, die er zu regieren gehabt, und zu erschaffen sich die Mühe gegeben hatte.

Caroline will also Adolph zu jeder Stunde stechen; aber das Recht, von Zeit zu Zeit eine Wespe auf den Ehegemahl loszulassen, ist ein der Frau ausschließlich vorbehaltenes Recht. Adolph wird ein Ungeheuer, wenn er eine einzige Mücke auf seine Frau jagt. Bei Carolinen ist's einer von den allerliebsten Späßen, eine Schäkerei, um Beiden das Leben zu erheitern, und vorzüglich von den reinsten Absichten eingegeben, während es bei Adolph eine caraibische Grausamkeit ist, ein Verkennen des Herzens seiner Frau, und ein angelegter Plan, ihr Verdruß zu machen.

---

*) Der weißgraue Filz von den Stielen und Blättern der Wermuthpflanze, woraus lange Kegelchen gebildet werden, um damit an Händen oder Füßen eine Borke zu brennen.

D. Ueb.

Das ist nichts.

„Sie lieben also wohl Frau von Fischtaminel?“ fragt Caroline. „Was hat sie denn in ihrem Geiste oder in den Manieren so Verführerisches, diese . . . Spinne da?“

„Aber, Caroline . . .“

„Oh! geben Sie sich nicht die Mühe, diesen wunderlichen Geschmack zu läugnen,“ sagt sie, eine Verneinung auf Adolphs Lippen unterbrechend, „schon lange bemerkte ich, daß Sie mir diesen . . . Zaunstecken vorziehen (Frau von Fischtaminel ist mager). Wohlan! gehen Sie . . . Sie werden den Unterschied bald erkannt haben.“

Verstehen Sie? Sie dürfen nicht muthmassen, daß Caroline im mindesten Geschmack an Herrn Deschars finde, während Sie Frau von Fischtaminel lieben! — Und wird Caroline vollends wieder geistreich, so haben Sie zwei Bremsen statt einer.

Am andern Tage frägt sie Sie, indem sie eine gute Kleinkindermiene annimmt: „Wie weit sind Sie mit Frau von Fischtaminel? . . .“

Wenn Sie ausgehen, sagt sie zu Ihnen: „Geh', mein Freund, gebrauch die Brunnencur!“ Denn in ihrem Zorne gegen eine Nebenbuhlerin wenden alle Frauen, selbst die Herzoginnen, Schmähung an, und verirren sich sogar bis zu den Kraftausdrücken der Halle; sie machen dann aus allem eine Waffe.

Wollten Sie Caroline überzeugen, daß sie sich irre,

und ihr beweisen, daß Frau von Fischtaminel Ihnen gar nichts sei, so käme Ihnen dieß zu theuer zu stehen. Dieß ist eine Albernheit, die ein Mann von Geist in seiner Haushaltung nicht begeht; er verliert dabei seine Macht, und giebt sich eine Blöße.

Oh! Adolph, Du bist unglücklicherweise bei jener so sinnreich Martinisommer des Ehestandes genannten Jahreszeit angekommen. Ach! Du mußt, eine köstliche Sache! Deine Frau wieder erobern, Deine Caroline, sie wieder um die Mitte nehmen, und der Beste aller Ehemänner werden, indem Du zu errathen suchest, was ihr gefällt, um nach Ihrem Belieben, anstatt nach Deinem Willen zu handeln! Hier liegt fortan die ganze Frage.

II.

Die Zwangsarbeiten.

Wollen wir hier annehmen, was, nach unserer Meinung, eine wieder neu gewordene Wahrheit ist:

Ursatz.

Die meisten Menschen haben immer ein wenig Geist, welcher eine schwierige Lage erfordert, wenn sie auch nicht den ganzen Geist dieser Lage haben.

Was die Ehemänner betrifft, die unter ihrer Lage sind, ist es unmöglich, sich damit zu beschäftigen; es giebt bei ihnen keinen Kampf mehr; sie treten in die zahlreiche Klasse der Ergebenen.

Adolph denkt sich sohin: — „Die Frauen sind Kinder; reicht ihnen ein Stück Zucker, so bringt ihr sie dahin, daß sie alle Contretänze sehr gut tanzen, welche genäschige Kinder tanzen; aber man muß immer Zuckerwerk haben, es ihnen hoch hängen, und . . . damit ihnen der Geschmack am Zuckerwerke nicht vergeht. Die Pariserinnen (Caroline ist von Paris) sind außerordentlich eitel, sie sind Leckermäulchen! . . . Man regiert die Menschen nur, man macht sich nur Freunde, indem man sie bei ihren Schwächen faßt, ihren Leidenschaften schmeichelt: meine Frau gehört mein!"

Nach einigen Tagen, während welcher Adolph die Aufmerksamkeiten für seine Frau verdoppelt hat, spricht er zu ihr, wie folgt:

„Höre, Caroline, vergnügen wir uns. Du mußt schon Dein neues Kleid anziehen (das nämliche, wie jenes der Madame Deschars), und . . . meiner Treu, wir wollen irgend eine Albernheit in den Variétés *) ansehen."

Solche Arten von Vorschlägen versetzen Ehefrauen immer in die beste Laune. Welch' ein Gang! Adolph hat bei Borel, im Rocher de Cancale, für zwei Personen ein hübsches, kleines, feines Mittagsessen bestellt.

„Weil wir in die Variétés gehen, so speisen wir im Gasthofe zu Mittag!" ruft Adolph auf den Boule-

*) So heißt eines der Theater in Paris. D. Ueb.

vards aus, mit der Miene eines großmüthigen Stegreifeinfalles.

Caroline, glücklich bei diesem Anscheine von Vermögen, begiebt sich dann in einen kleinen Salon, wo sie den Tisch gedeckt, und die kleine reizende Tracht Speisen findet, welche Vorel den Leuten bietet, die reich genug sind, um das den Großen der Erde bestimmte Local zu bezahlen, welche sich bisweilen für einen Augenblick klein machen.

Frauen, zu einem Dinér gebeten, essen wenig, weil der geheime Harnisch sie hindert; sie haben das Paradecorsett; sie sind in der Nähe von Frauen, deren Augen und Zungen gleich fürchterlich sind. Sie lieben nicht bloß die gute, sondern auch die feine Mahlzeit: Krebse aussaugen, geschmorte Wachteln abnagen, Flügel von Auerhähnen drehen, und mit einem Stücke recht frischen Fisches beginnen, durch eine jener Sauçen pikant, die den Ruhm der französischen Küche bilden.

Frankreich herrscht in Allem durch den Geschmack: in der Zeichnung, in den Moden, u. s. w. Die Sauçe ist der Triumph des Küchengeschmackes. Daher sind Grisetten, Bürgerinnen und Herzoginnen entzückt von einem guten kleinen Dinér, befeuchtet mit auserlesenen Weinen, in kleiner Quantität verzehrt, und mit Früchten beendiget, wie sie nur nach Paris kommen, vorzüglich wenn man dieses kleine Dinér im Theater verdauen will, in einer guten Loge, Albernheiten anhörend, jene auf der Bühne und jene, die man sich in die Ohren flüstert, um jene auf der Bühne zu erklären.

Schon die Rechnung des Restaurateurs allein beträgt hundert Franken, die Loge deren dreissig, und eben so viel der Wagen, die Toilette (neue Handschuhe, Bouquet, u. s. w.) Diese Galanterie steigt auf eine Summe von hundert sechzig Franken, etwa viertausend Franken monatlich, wenn man oft in die komische Oper, in die italienische, und in die große Oper geht. Vier tausend Franken monatlich repräsentiren heut zu Tage ein Capital von zwei Millionen. Aber Ihr häusliches Glück ist dieß werth.

Caroline erzählt ihren Freundinnen Dinge, die sie für äusserst schmeichelhaft hält, welche aber den Unwillen eines geistreichen Mannes erregen.

„Seit einiger Zeit ist Adolph charmant. Ich weiß nicht, wodurch ich so viele Gefälligkeiten verdient habe; aber er überhäuft mich. Er verleiht Allem einen Werth durch jene zartsinnigen Artigkeiten, die so großen Eindruck auf uns Frauen machen . . . Nachdem er mich am Montage in den Rocher de Cancale geführt hatte, behauptete er, daß Very eine eben so gute Küche habe, wie Borel, und fing die Partie wieder an, von der ich Ihnen erzählt habe, gab mir jedoch zum Dessert ein Logenbillet in die große Oper. Man gab Wilhelm Tell, der, wie Sie wissen, meine Leidenschaft ist."

„Sie sind sehr glücklich," erwiedert Madame Deschars trocken, und mit augenscheinlichem Neide.

„Aber eine Frau, die ihre Pflichten erfüllt, scheint mir dieses Glück zu verdienen."

Wenn diese abscheuliche Phrase über die Lippen einer Ehefrau gleitet, ist es klar, daß sie ihre Pflicht erfüllt nach Art der Schüler, des Lohnes wegen, den sie erwartet. In der Lehranstalt will man Befreiungen gewinnen; in der Ehe hofft man einen Shawl, ein Kleinod. Also, mehr Liebe!

„Ich, meine Liebe, (Madame Deschars ist gereizt), ich bin vernünftig. Deschars beging solche Thorheiten . . . ich habe gute Ordnung hergestellt. Hören Sie, meine Kleine; wir haben zwei Kinder, und ich gestehe, daß hundert oder zweihundert Franken für mich, als Familienmutter, etwas Bedeutendes sind.“

„Ei, Madame,“ erwiederte Madame Fischtaminel, es ist besser, wenn unsere Männer uns zu einer Lustpartie führen, als . . .“

„Deschars! . . .“ rief Madame Deschars aufstehend und sich verneigend.

Herr Deschars (der Strohmann seiner Frau) hört dann nicht mehr das Ende jener Phrase, wodurch er erführe, daß man mit überspannten Frauen sein Vermögen durchbringen kann.

Caroline, in allen ihren Eitelkeiten geschmeichelt, überläßt sich nun allen Süssigkeiten des Hochmuthes und der Gaumenlüsternheit, zwei köstliche Hauptsünden. Adolph kommt wieder weiter; aber ach! (diese Erwägung wiegt eine Fastenpredigt auf) die Sünde trägt, wie jede Wollust, ihren Stachel in sich. Gleich einem Selbstherrscher, hält das Laster nicht viel auf tausend

köstliche Schmeicheleien vor einer einzigen Rosenfalte, die es erzürnt. Mit ihm muß der Mensch crescendo gehen! . . . . und immer.

Ursatz.

Das Laster, der Höfling, das Unglück und die Liebe, kennen nur die Gegenwart.

Zu einer schwer zu bestimmenden Zeit schaut Caroline, bei dem Dessert, in den Spiegel, und sieht auf ihren Augenknochen und auf den so reinen Flügeln ihrer Nase Rubine blühen. Bei diesem Anblicke wird sie übler Laune, und Sie wissen nicht warum, Adolph, der Sie stolz in Ihrer Cravate stecken, und Ihren Hals wie ein zufriedener Mann emporrichten.

Einige Tage danach kommt die Nähterin, probirt ein Kleid an, rafft ihre Kräfte zusammen, und kann es nicht zuhäkeln . . . Man ruft die Zofe. Nach dem Ziehen mit der Kraft von zwei Pferden, eine wahre dreizehnte Arbeit des Hercules, zeigt sich ein Gähnen von zwei Zoll. Die unerbittliche Nähterin kann es Carolinen nicht verhehlen, daß ihre Taille sich geändert hat. Caroline, die ätherische Caroline, steht in Gefahr, der Madame Deschars gleich zu werden. Gemein gesprochen: sie wird dick.

Caroline ist niedergedonnert.

„Wie, Fleischcascaden à la Rubens, wie jene dicke Madame Deschars? Ist es wahr?" denkt sie sich . . . „Adolph ist ein rechter Bösewicht. Ich seh's, er will

eine Mutter Gigogne aus mir machen, und mir meine Verführungsmittel rauben!"

Caroline will zwar fortan in die italienische Oper gehen, und nimmt ein Drittel der Loge; aber sie findet es sehr vornehm, wenig zu essen, und lehnt die feinen Essen ihres Mannes ab.

„Mein Freund," sagt sie, „eine ordentliche Frau sollte sich nicht oft dabei einfinden . . . Man geht einmal, zum Spasse, an solche Orte; aber sich gewöhnlich dort zeigen . . . pfui doch!"

Borel und Very, diese Illustrationen des Kochofens, verlieren täglich eine Einnahme von tausend Franken, weil sie keine besondere Einfahrt für Wägen haben. Könnte ein Wagen durch einen Thorweg schlüpfen, und durch einen andern wieder hinaus, und eine Frau in der Säulenhalle einer eleganten Treppe absetzen, wie viele Clientinnen würden ihnen gute, große, reiche Clienten zuführen! . . .

Ursatz.

Die Gefallsucht tödtet die Gaumenlüsternheit.

Caroline hat bald satt am Theater, und nur der Teufel kann die Ursache dieses Widerwillens wissen. Entschuldigen Sie Adolph: ein Mann ist nicht der Teufel.

Ein Dritttheil der Pariserinnen langweilt sich im Theater, mit Ausnahme einiger muthwilliger Streiche, wie: lachen und in die Frucht einer Unanständigkeit

beißen, — den langen Pfeffer eines großen Melodrams einathmen, — über Decorationen entzückt werden, u. s. w. Viele von ihnen haben ihre Ohren mit Musik gesättiget, und besuchen die italienische Oper nur noch der Sänger wegen, oder, wenn Sie wollen, um den Unterschied in der Ausführung zu beobachten.

Zur Stütze des Theaters dient: die Frauen sind darin ein Theater vor und nach dem Stücke. Nur die Eitelkeit bezahlt mit dem übermäßigen Preise von vierzig Franken drei Stunden eines zweifelhaften Vergnügens, genossen in schlechter Luft und mit großen Kosten, ohne die bei dem Fortgehen aufgerafften Schnupfen zu rechnen. Aber sich zeigen, sich sehen lassen, die Blicke von fünfhundert Männern entgegennehmen! . . . Welch' ein freier Schmaus: würde Rabelais sagen.

Damit die Eigenliebe diese kostbare Ernte aufspeichern könne, muß man bemerkt werden. Nun aber werden eine Frau und ihr Mann wenig bemerkt. Caroline hat den Verdruß, den Saal immer von Frauen besetzt zu sehen, die ihre Männer nicht bei sich haben, von excentrischen Frauen. Der geringe Ertrag ihrer Mühen, ihrer Toilette, und des Hinsitzens, vergüten nicht sehr die Anstrengung ihrer Augen, die Kosten und Langweile; bald geht es mit dem Theater wie mit der guten Mahlzeit: die gute Küche machte sie fett, das Theater macht sie gelb.

Hier gleicht Adolph (oder jeder andere Mann an Adolphs Stelle) jenem Bauer aus Languedoc, der

schrecklich an einem Leichdorne litt. Dieser Bauer drückte seinen Fuß zwei Zoll tief in die spitzigsten Kieselsteine des Weges, indem er zu seinem Leichdorne sagte: — Troun de Dieu! de bagasse! wenn Du mir Schmerzen machst, so mach' ich sie Dir auch!"

„Wahrhaftig," sagte Adolph, sehr verstimmt an dem Tage, wo er von seiner Frau eine unbegründete Ablehnung erhält, „ich möchte doch wissen, was Dir gefallen kann . . ."

Caroline blickt ihren Mann mit erhabener Größe an, und erwiedert nach einer Pause, einer Schauspielerin würdig: — „Ich bin weder eine Straßburgergans, noch eine Giraffe."

„Vier tausend Franken monatlich, lassen sich wirklich besser anwenden," versetzt Adolph.

„Was willst Du damit sagen?"

„Giebt man den vierten Theil dieser Summe achtungswerthen Galeerensclaven, jungen Freigelassenen, ehrbaren Verbrechern, so wird man eine Person, ein kleiner Blaumantel! *)" entgegnet Adolph, „und eine junge Frau ist dann stolz auf ihren Mann."

Diese Phrase ist der Sarg der Liebe! Daher nimmt sie Caroline sehr übel auf. Es erfolgt eine Erklärung. Diese geht in die tausend Possen des folgenden Kapitels über, welches eben so wohl den Liebenden als den

*) Ein kleiner, alter, unbekannter Mann, immer einen blauen Mantel tragend, lebt in Paris, und spendet große Wohlthaten. D. Ueb.

Eheleuten ein Lächeln entlocken muß. Wenn es gelbe Strahlen giebt, warum sollte es nicht auch Freuden von dieser äusserst ehelichen Farbe geben?

III.

Gelb lachen.

In diesen Gewässern angekommen, ergötzen Sie nun kleine Scenen, die in der großen Oper des Ehestandes die Zwischenspiele vorstellen, und wovon hier das Muster folgt.

Sie sind eines Abends, nach dem Mittagsessen, allein, und schon so oft allein gewesen, daß Sie das Bedürfniß fühlen, sich kleine pikante Worte zu sagen, wie zum Beispiele nachstehende.

„Nimm Dich in Acht, Caroline," sagt Adolph, der so viele unnütze Mühen auf dem Herzen hat, „mir dünkt, daß Deine Nase so unverschämt ist, zu Hause gerade so roth zu werden, wie bei dem Restaurateur."

„Der heutige Tag gehört nicht zu Deinen liebenswürdigen! . . ."

Allgemeine Regel: Kein Mann hat das Mittel entdecken können, irgend einer Frau, selbst nicht der seinigen, einen freundschaftlichen Rath zu ertheilen.

„Was willst Du, meine Liebe? Vielleicht bist Du zu stark geschnürt, wodurch man sich Krankheiten zuzieht . . ."

Sobald ein Mann diese Phrase zu einer Frau gesagt hat, gleichviel zu welcher, faßt diese Frau (sie

weiß, daß die Blankscheite biegsam sind) ihr Blankscheit am untern Ende, hebt es auf, und sagt wie Caroline:

„Sieh, ich presse mich niemals zusammen."

„So wird's der Magen sein . . ."

„Was hat denn der Magen mit der Nase zu schaffen?"

„Der Magen ist ein Mittelpunkt, welcher mit allen unsern Organen zu thun hat."

„Die Nase ist also ein Organ?"

„Ja."

„Dein Organ dient Dir in diesem Augenblicke schlecht . . ." (Sie schlägt die Augen empor und zuckt die Achseln.)

„Nun, was hab' ich Dir gethan, Adolph?"

„Ei, nichts; ich scherze und habe das Unglück, Dir nicht zu gefallen," antwortet Adolph lächelnd.

„Mein Unglück ist, Deine Frau zu sein. Oh! warum bin ich nicht die Frau eines Andern!"

„Wir sind einerlei Meinung!"

„Würde ich, mich anders nennend, treuherzig sagen, wie die Koketten, welche wissen wollen, wie sie mit einem Manne daran sind: „„Meine Nase hat eine beunruhigende Röthe!"" mit Affengezier in den Spiegel schauend, so würdest Du mir antworten: „„Oh! Madame, Sie verleumden sich! Erstens sieht man sie nicht, und zweitens harmonirt sie mit der Farbe Ihres Teints... Uebrigens sehen wir alle nach Tische so aus!"" Du würdest dieß benützen, mir Complimente zu machen . . .

Sag' ich Dir, daß Du fett wirst, daß Du Maurerfarben bekommst, und daß ich die blassen und magern Männer liebe . . ."

Man sagt in London: „Fasse das Beil nicht an! In Frankreich muß man sagen: „Fasse die Nase der Frau nicht an . . ."

„Und dieß alles wegen etwas zu viel natürlichen Zinnobers!" rief Adolph aus. „Halte Dich deßwegen an den lieben Gott, dem es beliebt, an einer Stelle mehr Farbe als an einer andern anzubringen, nicht an mich . . . der ich Dich liebe . . . der ich Dich vollkommen wünsche, und Dir zuruft: Gieb Acht!"

„Dann liebst Du mich zu viel; denn seit einiger Zeit studirst Du darauf, mir unangenehme Sachen zu sagen, Du suchst mich herabzusetzen, unter dem Vorwande, mich vollkommener zu machen . . . Vor fünf Jahren hast Du mich vollkommen gefunden . . ."

„Ich finde Dich mehr, als vollkommen, Du bist bezaubernd! . . ."

„Mit zu viel Zinnober?"

Adolph, der im Gesichte seiner Frau eine hyperboreiische Miene bemerkt, nähert sich, und setzt sich auf einen Stuhl neben sie. Caroline, die schicklicherweise nicht fortgehen kann, zieht ihr Kleid seitwärts, wie um eine Trennung zu vollbringen. Diese Bewegung machen einige Frauen mit einer herausfordernden Impertinenz; doch sie hat zwei Bedeutungen: sie ist in der Kunstsprache des Whist entweder eine Einladung

an den König, oder eine Renonce.*) In diesem Augenblicke renoncirt Caroline.

„Was fehlt Dir?“ fragt Adolph:

„Willst Du ein Glas Zuckerwasser?“ fragt Caroline, mit Ihrer Gesundheitslehre sich beschäftigend, und (übertreibend) die Magdrolle spielend.

„Warum?“

„Sie haben nicht gut verdaut; Sie müssen viel leiden. Vielleicht muß man ein wenig Branntwein in das Glas Zuckerwasser gießen! Der Doctor hat davon als von einem vortrefflichen Mittel gesprochen . . .“

„Wie besorgt Du um meinen Magen bist!“

„Er ist ein Mittelpunkt, er steht mit allen Organen in Verbindung; er wird auf das Herz wirken, und von da vielleicht auf die Zunge.

Adolph steht auf, und spaziert umher, ohne etwas zu sagen; aber er denkt an den Geist, den seine Frau erwirbt, er sieht sie täglich an Gewalt und Bitterkeit zunehmen; sie zeigt eine Intelligenz in der Störrigkeit, und eine militärische Macht im Disputiren, die ihn an Karl XII. und die Russen erinnern.

Caroline überläßt sich in diesem Augenblicke einer beunruhigenden Mimik, und sieht aus, als befinde sie sich unwohl.

*) Fehlfarbe, wenn man von einer Spielfarbe gar kein Blatt hat, folglich diese Farbe ausschlägt, und dafür mit einem Trumpfe sticht.

D. Ueb.

„Bist Du krank?“ fragt Adolph, bei seiner Großmuth gefaßt, bei welcher uns die Frauen immer fassen.

„Es wird Einem übel nach Tisch, wenn man einen Mann auf und ab gehen sieht, wie den Perpendikel einer Stockuhr. Aber so sind Sie, Sie müssen sich immer bewegen . . . Wie drollig die Männer! . . . Sie sind alle mehr oder weniger Narren . . .“

Adolph setzt sich in die Ecke des Kamins, jener gegenüber, in welcher seine Frau sitzt, und verweilt dort nachsinnend; die Ehe erscheint ihm mit ihren brennneßelndurchwucherten Steppen.

„Nun denn, Du schmollest? . . .“ fragt Caroline nach einer Viertelstunde der Beobachtung des eheherrlichen Gesichtes.

„Nein, ich studire,“ antwortet Adolph.

„Oh! welch' höllischen Charakter Du hast! . . .“ erwiedert sie, die Achseln zuckend. „Etwa wegen dessen, was ich Dir über Deinen Bauch, Deine Taille und Deine Verdauung gesagt habe? . . . Siehst Du denn nicht, daß ich Dir Deinen Zinnober mit gleicher Münze bezahlen wollte? Du beweisest, daß die Männer eben so gefallsüchtig sind, wie die Frauen . . .“

Adolph bleibt kalt.

„Weißt Du, daß es mir sehr artig dünkt, unsere Eigenschaften anzunehmen . . .“

Tiefes Schweigen.

„Man scherzt und Du bist verdrießlich . . .“ (sie sieht Adolph an); „denn Du bist böse . . . Ich bin

nicht, wie Du; ich kann den Gedanken nicht ertragen, Dir ein wenig Verdruß gemacht zu haben! Und doch ist dieß ein Gedanke, den ein Mann niemals gehabt hätte, Deine Unart irgend einer Störung Deiner Verdauung beizumessen. Das ist nicht mehr mein Dofferl! Das ist sein Bauch, der sich zu vornehm gedünkt hat, zu sprechen . . . Ich wußte nicht, daß Du ein Bauchredner bist, das ist alles . . ."

Caroline blickt Adolph lächelnd an, der wie angekleistert da sitzt.

„Nein, er will nicht lachen . . . Und Sie nennen dieß in Ihrem Kauderwälsch, Charakter haben . . . . Oh! wie weit besser sind wir!"

Sie hat sich so eben auf Adolphs Knie gesetzt, der nicht umhin kann, zu lächeln. Dieses, mittelst einer Dampfmaschine entpreßte Lächeln, belauerte sie, sich eine Waffe daraus zu schmieden.

„Wohlan, mein guter Mann, gesteh Dein Unrecht!" sagte sie dann. „Wozu schmollen? Ich liebe Dich, wie Du bist! Ich sehe Dich ganz so mager, wie ich Dich geheirathet habe . . . sogar noch magerer."

„Caroline, wenn es dahin kommt, daß man sich über so geringfügige Sachen täuscht . . . wenn man nachgiebt, und nicht verdrießlich bleibt, ganz roth . . . Weißt Du, was dahinter steckt? . . ."

„Nun?" sagte Caroline, über die dramatische Stellung unruhig, welche Adolph annimmt.

„Man liebt sich weniger."

„Oh! großes Ungeheuer, ich verstehe Dich: Du bleibst verdrießlich, um mich glauben zu machen, daß Du mich liebest."

Ach! gestehen wir es: Adolph sagte die Wahrheit auf die einzige Art, sie zu sagen, lachend.

„Warum hast Du mir Verdruß gemacht?" fragt sie. „Hab' ich unrecht? Ist es nicht besser, mir es artig zu erklären, anstatt schonungslos" (sie steigert ihre Stimme): „„Ihre Nase wird roth!"" „Nein, das ist nicht hübsch! Um Dir zu gefallen, will ich einen Ausdruck der schönen Fischtaminel gebrauchen: „So benimmt sich kein Gentleman!"

Adolph beginnt zu lachen, und bezahlt die Kosten der Aussöhnung; aber anstatt dabei zu entdecken, was Carolinen gefallen kann, und das Mittel, sie an sich zu ziehen, erkennt er, wodurch Caroline ihn an sich zieht.

IV.

Krankheitsbeschreibung der Villa.

Ist es ein Vergnügen, nicht zu wissen, was seiner Frau gefällt, wenn man verheirathet ist? . . . Gewisse Frauen (dieß ereignet sich noch in der Provinz) sind treuherzig genug, ziemlich geschwinde zu sagen, was sie wollen, oder was ihnen gefällt. Aber in Paris finden fast alle Frauen eine Art Genuß darin, einen Mann zu sehen, wie er ihrem Herzen, ihren Launen, ihren Wünschen, drei Ausdrücke von gleicher Bedeutung,

alles abhorcht, sich drehend und wendehd, gehend, sich abhetzend, in Verzweiflung gerathend, wie ein Hund, der einen Herrn sucht.

Sie nennen dieß geliebt seyn, die Unglücklichen! . . . Und viele denken sich, wie Caroline: — „Wie wird er sich heraushelfen?“

Adolph gehört dazu. Unter diesen Umständen ladet Deschars, dieses Muster eines bürgerlichen Ehegatten, Adolph und Caroline zur Einweihung eines allerliebsten Landhauses ein. Die Deschars haben durch eine benützte Gelegenheit, eine Gelehrtenthorheit, eine köstliche Villa an sich gebracht, für welche der Künstler mehr als hunderttausend Franken ausgegeben, und die er, durch gerichtlichen Ausruf, für eilftausend Franken verkauft hat.

Caroline hat irgend eine schöne Toilette anzuprobiren, einen Federhut auf Thränenweidenart. Es ist entzückend, sich im Tilbury sehen zu lassen. Man läßt den kleinen Karl der Großmutter. Man giebt der Dienerschaft den Abschied. Man reiset mit dem Lächeln eines blauen Himmels mit Milchwolken, einzig zur Erhöhung seiner Wirkung. Man athmet gute Luft; man durchschneidet sie durch den Trab des großen Pferdes aus der Normandie, auf welches der Frühling einwirkt. Endlich erreicht man Marnes, oberhalb Ville-d'Avray, wo die Deschars in einer Villa, einer Villa von Florenz nachgebildet, umgeben von Schweizerwiesen ohne alle die Unbequemlichkeiten der Alpen, stolz einherschreiten.

„Mein Gott, wie herrlich ist ein solches Landhaus!“ ruft Caroline aus, in einem der bewundernswerthen Wälder lustwandelnd, welche Marnes und Ville=d'Avray säumen. „Man ist glücklich durch die Augen, als hätte man ein Herz in denselben! . . .“

Da Caroline nur Adolph nehmen kann, nimmt sie dann Adolph, der wieder ihr Adolph wird. Wenn sie so dahin lief, wie eine Hirschkuh, und wieder kam, war sie die schöne, naive, kleine, anbetungswürdige Pensionärin! . . . Ihre Flechten fallen! Sie legt ihren Hut weg, und hält ihn an den Bändern. Nun ist sie wieder jung, weiß und rosa. Ihre Augen lächeln, ihr Mund ist ein mit Empfindung beseelter Granat, mit einer Empfindung, die neu scheint.

„Ein Landgut würde Dir also sehr gefallen, meine Liebe! . . .“ sagt Adolph, indem er Caroline um die Mitte faßt, fühlend, daß sie sich anlehnt, um ihre Biegsamkeit zu zeigen.

„Oh! Du wärest artig genug, mir eines zu kaufen? . . . Doch, keine Thorheiten . . . Benütze eine Gelegenheit wie jene der Deschars.“

„Dir gefallen, nachforschen, was Dir gefallen kann, dieß ist das Sinnen Deines Adolph.“

Sie sind allein; sie können sich ihre zärtlichen Freundschaftsworte sagen, den Rosenkranz ihrer geheimen Liebkosungen abreichen.

„Man will also seinem kleinen Mädchen gefallen? . . .“ fragt Caroline, ihren Kopf auf Adolphs Schulter le=

gend, der sie auf die Stirne küßt, und denkt: „Gott sey Dank, ich halte sie! . . .“

Ursatz.

Wenn ein Mann und eine Frau sich halten, so weiß nur der Teufel denjenigen, der das Andere hält.

Das junge Paar ist bezaubernd, und die dicke Madame Deschars erlaubt sich eine Bemerkung, die für sie, die so Strenge, so Scheinspröde, so Andächtige, ziemlich unverschleiert ist.

Das Landleben hat das Eigenthümliche, die Ehemänner sehr liebenswürdig zu machen.

Herr Deschars erwähnt einer zu benützenden Gelegenheit. Man will zu Ville-d'Avray ein Landhaus, so zu sagen für nichts, verkaufen. Nun ist das Landhaus eine dem Bewohner von Paris eigenthümliche Krankheit. Diese Krankheit hat ihre Dauer und ihre Heilung. Adolph ist ein Ehemann, der ist kein Arzt. Er kauft das Landhaus, und bezieht es mit Caroline, die wieder seine Caroline geworden ist, seine Carola, seine weiße Hirschkuh, sein großer Schatz, sein kleines Mädchen u. s. w.

Zwei beunruhigende Symptome stellen sich mit erschreckender Schnelligkeit ein.

Man bezahlt für eine Tasse Milch fünfundzwanzig Centimes, wenn sie getauft, fünfzig Centimes, wenn sie ungewässert ist.

Das Fleisch ist wohlfeiler in Paris als in Sèvres, wenn man die Qualität berücksichtiget.

Die Früchte sind sehr theuer. Eine schöne Birne, auf dem Lande gekauft, kostet mehr, als in dem Garten, der in der Schaustellung von Chevet blüht.

Bevor man im eigenen Anwesen Früchte ernten kann, wo nur eine Schweizerwiese von zwei Centiaren*) sich befindet, umgeben von einigen grünen Bäumen, welche aussehen, als seien sie einer Vaudeville-Decoration entlehnt, muß man nach Aussage der erfahrensten Landbebauer viel Geld aufwenden, und — fünf Jahre lang warten! . . .

Die Gemüse werden von den Bewohnern des Marais in Fülle nach der Halle gebracht. Madame Deschars, deren Landgutaufseher zugleich Gärtner ist, gesteht, daß ihr die auf ihrem Boden in Mistbeeten gezogenen Gemüse, doppelt so theuer zu stehen kommen, als die zu Paris bei einer Früchtenhändlerin gekauften, die einen Kramladen hat, das Patent bezahlt, und deren Mann Wähler ist.

Ungeachtet der Bemühungen und Verheißungen ihres Gärtners, sind die Frühfrüchte in Paris jenen von ihrem Landgute immer um einen Monat voraus.

Von acht Uhr Abends bis eilf Uhr, weiß das Pärchen nicht, was es thun soll, wegen der Abgeschmackt-

*) 2 Centiaren betragen etwa 19 Quadratfuß.
D. Ueb.

heit der Nachbaren, ihrer Kleinlichkeit, und der Streitigkeiten der Eigenliebe, die sie grundlos anheben.

Herr Deschars bemerkt mit jenem tiefen Wissen der Berechnung, welches den ehemaligen Notar bezeichnet, daß die Kosten seiner Reisen nach Paris, zu den Interessen der Kaufssumme des Landgutes, zu den Abgaben, Reparaturen, zu den Gehalten des Aufsehers und dessen Frau u. s. w. gerechnet, einer Miethe von tausend Thalern gleichkommen! Er weiß nicht, wie er, ein ehemaliger Notar, sich dazu konnte verleiten lassen! . . . Denn er hat manchmal Pachtcontracte von Schlössern mit Parken und Zugehör für tausend Thaler Miethe gemacht.

Man ist der einstimmigen Meinung, in den Salons der Madame Deschars, daß ein Landgut, weit entfernt ein Vergnügen zu seyn, eine offene Wunde ist . . . .

„Ich weiß nicht, wie man in der Halle einen Krautkopf nur zu fünf Centimes verkaufen kann, der vom ersten Aufschießen bis zum Abschneiden täglich begossen werden muß," sagt Caroline.

„Das Mittel, bei einem Landgute seine Rechnung zu finden," antwortet ein Gewürzkrämer, der sich in Ruhe gesetzt hat, „besteht darin, daselbst zu wohnen, ein Landmann zu werden, und dann ändert sich alles . . ."

Caroline, von ihm weg nach Hause kommend, sagt zu ihrem armen Adolph:

„Welchen Gedanken hast Du denn da gehabt, ein Landhaus zu kaufen? . . . Das Beste, was man hinsichtlich des Landlebens thun kann, ist, zu Andern auf's Land zu gehen . . ."

Adolph erinnert sich an ein englisches Sprichwort, welches sagt: „Halte nie ein Journal, nie ein Liebchen, nie ein Landgut, es giebt immer Schwachköpfe, die sich die Last aufbürden, dieß alles für Dich zu halten . . ."

„Bah!" antwortet Adolph, den die Ehestandsbremse über die Denkweise der Frauen zweifellos aufgeklärt hat, „Du hast recht; aber was willst Du? . . . das Kind befindet sich daselbst herrlich."

Obgleich Adolph klug geworden ist, weckt diese Antwort doch Carolinens Empfindlichkeit. Eine Mutter will wohl ausschließlich an ihr Kind denken, aber nicht es sich vorziehen sehen. Madame schweigt; am andern Tage fühlt sie tödtliche Langweile. Adolph ist in seinen Geschäften verreiset; sie harret seiner von fünf Uhr bis sieben Uhr; und geht allein mit dem kleinen Karl bis zum Wagen. Sie spricht drei Viertelstunden lang von ihren Besorgnissen. Sie hat sich auf dem Wege vom Hause bis zum Wagenbüreau gefürchtet. Ist es schicklich, daß eine junge Frau allein da ist? Diese Existenz wird sie nicht ertragen.

Die Villa tritt nun in eine ziemlich sonderbare Phase, die ein eigenes Kapitel verdient.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Balzac, Honoré de, 1799-1850 / Balzac, Honoré <<de>>, / Bruckbräu, Friedrich Wilhelm,

Der Teufel in Paris Sitten und Gebräuche, Charactere und Portraite der Einwohner von Paris, vollständiges Gemälde ihres häuslichen, öffentlichen, politischen, künstlerischen, literarischen, industriellen Lebens ...
Bd.: [1]

Augsburg (1844)

P.o.gall. 303 s-2,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10088970-8